

Hans Ehelolf †

Am 29. Mai verstarb Professor Dr. Hans Ehelolf im 48. Lebensjahr, mitten aus der Arbeit an einer großen Lebensaufgabe gerissen, die zu lösen er — und er allein — berufen schien: viel zu früh für die Wissenschaft, viel zu früh für alle, die ihm je näher treten durften.

Mit ihm verliert die OLZ das langjährigste Mitglied ihres Redaktionsstabes. Von 1921 bis heute hat Hans Ehelolf die Abteilung Keilschriftforschung unserer Zeitschrift geleitet und hat ihr, mag er auch nicht all zu häufig selbst das Wort ergriffen haben, den Stempel seines Wesens aufgedrückt. Wie es in seiner ganzen wissenschaftlich-schriftstellerischen Tätigkeit sein Grundsatz war, die Ergebnisse der Forschung nicht voreilig und unfertig vorzutragen, sondern sie erst ausreifen zu lassen, nein, sie durch unermüdliche geistige Arbeit zur Reife zu bringen, ehe er sie in gedrängter klarer Form vorlegen mochte¹, so sah er auch die Aufgabe eines kritischen Organs nicht so sehr darin, daß wahllos jede Neuerscheinung besprochen wird, als vielmehr darin, daß wesentliche Bücher auch wesentlich behandelt werden.

Ehelolf selbst war strengste Knappheit und Klarheit des Ausdrucks Erfüllung ästhetischer Forderung. War ihm doch nicht nur durchdringende Schärfe des Verstandes geschenkt, sondern auch feinstes künstlerisches Empfinden, das wohl der tiefste Zug seines Wesens war. Es mag an der Zartheit der körperlichen Kräfte, die nur durch äußerste Strenge des Willens hergaben, was er von ihnen fordern mußte, gelegen sein, daß er die vergeistigte Knappheit und Klarheit des Stiles entwickelte, die seine Schriften kennzeichnet. Die hohen Ansprüche, die er an sich selbst stellte, gaben ihm ein Recht, auch an andere strenge Maßstäbe anzulegen. Er mied den Kampf nicht, wenn es ihm um Echtheit zu gehen schien, aber er suchte ihn nicht; wenn der Einsatz es ihm nicht wert zu sein schien, verzichtete er lieber auf unerquickliche Auseinandersetzungen. Diese Einstellung bestimmte auch seine Haltung in der Frage des Besprechungswesens. Die der Keilschriftforschung vorbehaltenen Spalten der OLZ zeugen dafür.

Was er tat, tat er ganz so, wie es ihm seine Überzeugung vorschrieb. Den Aufgaben, die er einmal übernommen, blieb er treu; er blieb sich und seiner Überzeugung treu. Diese Treue haben alle, die ihm nähertraten, als das Tiefste seiner Persönlichkeit empfunden. Das gab der Zusammenarbeit mit ihm etwas seltsam Beruhigendes und Erhebendes. Auch seine Mitarbeiter an der Leitung der OLZ haben das erlebt, und sie werden Hans Ehelolf nicht vergessen. R. H.

1) Die Beiträge in OLZ 1924, Sp. 580f.; 1926, Sp. 766ff.; 1929, Sp. 322ff.; 1933, Sp. 1ff.; 1934, Sp. 721f. sind Proben davon.

Chronologie und babylonischer Kalender.

Von O. Neugebauer.

Einem Werk wie dem von N. Schneider über „Die Zeitbestimmung der Wirtschaftsurkunden von Ur III“¹ kann man nur gerecht werden, wenn man versucht, die Bedeutung solcher scheinbar sehr spezieller Untersuchungen für wichtige allgemeine Fragen der Assyriologie hervorzuheben. Ich möchte mich daher im folgenden nur auf eine gedrängte Inhaltsangabe des genannten Werkes beschränken, statt dessen aber auf einige Probleme der älteren Chronologie Babyloniens hinweisen, die mit Fragen, wie sie hier speziell für die dritte Dynastie von Ur behandelt werden, eng zusammenhängen und die einer Lösung nähergeführt werden könnten, wenn dieselbe Arbeit auch für andere Epochen ebenso durchgeführt werden würde.

1. N. Schneider, Die Zeitbestimmung der Wirtschaftsurkunden von Ur III.

Das Textmaterial, das hier mit möglicher Vollständigkeit untersucht wurde, umfaßt Tausende von Wirtschaftstexten aus Lagaš (im folgenden kurz als L. bezeichnet), Puzurišdagan (P.), Umma (U.), Nippur (N.) und Kiš (K.). Aus Ur selbst sind bisher nur 12 (sic!) Texte publiziert, was eine sehr fühlbare Lücke für die vorliegende Untersuchung bedeutet, wie der Verf. mit Recht hervorhebt. Es wäre in der Tat dringend erwünscht, daß diese Texte zugänglich gemacht werden würden.

Das *erste Kapitel* betrifft die Jahresformeln von Ur III, die, soweit sich dies mit Sicherheit durchführen läßt, der Reihe nach angegeben werden. Vor allem bei Ur-Nammu, aber auch noch bei Šulgi, bleibt vieles unsicher; so ist bei letzterem auch jetzt noch nicht mit Sicherheit festzustellen, ob 46 die richtige Zahl seiner Regierungsjahre ist. Es folgt dann ein alphabetisches Verzeichnis aller Jahresformeln, was natürlich für die Identifizierung von Texten von besonderem Nutzen ist. Überhaupt sei schon hier hervorgehoben, daß der Verfasser keine Mühe gescheut hat, sein Werk für die praktische Arbeit so verwendbar wie möglich einzurichten, so daß es tatsächlich ein chronologisches Handbuch für die Zeit von Ur III darstellt. Aus den dieses Kapitel beschließen-

den „Schlußfolgerungen“ sei besonders auf die Konstatierung der Tatsache hingewiesen, daß fast alle Jahre von Šulgi 29 bis Ibilsin 5 doppelte Jahresformeln besitzen¹ (in Gestalt der *ús-sa*-Formel).

Das *zweite Kapitel* betrifft die Monate. Da aus der Zeit von Ur III etwa 50 (!) verschiedene Monatsnamen festzustellen sind, ergibt sich die Notwendigkeit einer sorgfältigen Aufteilung der Texte nach ihrer Herkunft. Es werden der Reihe nach die Monatskalender von P., U., L., N. und Ur behandelt. Auch hier erweist sich der praktisch vollständige Mangel einer Publikation von Texten aus Ur besonders fühlbar: gerade der Kalender der Hauptstadt ist uns noch fast ganz unbekannt.

Der Aufbau der Untersuchung ist in allen Fällen der gleiche: zunächst wird die Liste der Monatsnamen samt Textbelegen und Varianten gegeben, dann wird Reihenfolge, Beginn der Monate und Schaltung besprochen, und schließlich die Bedeutung der Namen (Festkalender) und ihre Vorgeschichte erläutert. Im Falle von L. wird diese Untersuchung bis in die Zeit Urukaginas ausgedehnt. Den Schluß bilden nicht identifizierbare Monatsnamen, ein Exkurs über den Kalender von Adab und ein alphabetisches Verzeichnis aller Monatsnamen.

Die wichtigsten Resultate aus allen diesen Listen werden vom Verf. in einem besonderen Abschnitt zusammengestellt. Dabei wird in erster Linie die Tatsache der rein lokalen Ordnung des Kalenderwesens in der Zeit von Ur III betont. Dies gilt nicht nur hinsichtlich der Benennungen (nur der einzige auf Getreidernte bezügliche Monatsname *še-kin-kud* ist allen Kalendern gemeinsam), sondern z. B. auch hinsichtlich der Schaltungen, wie folgende Tabelle zeigen möge:

	P.	U.	L.	N.
Schaltmonate	XI ₂ und XII ₂	nur XII ₂	alt XII ₂ jünger nur XI ₂	nur XII ₂
še-kin-kud	XII	I	XI	XII

Dazu kommt, daß dasselbe Jahr an verschiedenen Orten entweder Schaltjahr oder Gemeinjahr sein kann. Mit vollstem Recht betont daher Verf. die Unhaltbarkeit aller Behauptungen von einem auf irgendwelche „Weltanschauung“ gegründeten sumerischen Kalender. Auf weitere Konsequenzen werde ich noch im folgenden zurückkommen. Erwähnt sei nur noch die Schwierigkeit der Erklärung der Tatsache, daß sogar innerhalb desselben Ortes gelegentlich dasselbe Jahr sowohl als Schalt- wie

1) Schneider, Prof. Nikolaus: *Die Zeitbestimmungen der Wirtschaftsurkunden von Ur III*. Roma: Pontificio Istituto Biblico 1936. (119 S.) 4^o = *Analecta Orientalia Commentationes scientificae de Rebus Orientis Antiqui cura Pontificii Instituti Bibliici editae*, 13. L. 65—.

1) Daraus ergibt sich also, daß die Formulierung Ungnads bezüglich der Doppelbenennung im Reallex. d. Ass. 2, 132b zu apodiktisch ist.

als Gemeinjahr erscheint. Diese Frage wurde vom Verf. bereits in *Orientalia* 2 (1933) p. 158ff. besprochen; eine einheitliche Lösung scheint kaum möglich zu sein. Texte, die sich über eine längere Reihe von Jahren erstrecken (wie der aus P. über die 16 Jahre von Šulgi 24 bis 39 mit 6 Schaltjahren [Schneider p. 78] sowie der aus U. von Šulgi 31 bis 44 mit 5 Schaltjahren¹⁾ zeigen eine ganz normale Dichte der Schaltjahre. Daß gelegentlich zwei Schaltjahre aufeinanderfolgen, kommt sowohl in der Zeit von Ur III wie z. B. in der Hammurapizeit und auch noch bis ins 6. Jahrhundert vor²⁾.

Es folgt noch ein kurzes *Schlußkapitel* über die Bezeichnung der Tage in den Daten, wo hauptsächlich das Material für die Termini ba-zal, zal-la bzw. -kam zusammengestellt wird.

Der Verf. kommt zu keiner definitiven Entscheidung über den Bedeutungsunterschied dieser beiden Ausdrucksweisen, wenn er auch hervorhebt, daß ba-zal, zal-la stets volle Tage bedeuten muß³⁾. Nun hat bereits Kugler bemerkt⁴⁾, daß auch -kam häufig eine Zeitdauer bezeichnet, eine Beobachtung die sich seither auch an den astronomischen wie mathematischen Texten bestätigt hat⁵⁾, während andererseits der Gebrauch von -kam auch als Ordinalsuffix zweifellos feststeht. Wie aber Sethe gezeigt hat, läßt sich auch sonst nachweisen, daß Ordinalzahlbezeichnungen aus Begriffen entstehen, die „vollmachen“ bedeuten⁶⁾. Es wäre also vielleicht denkbar, daß wir es hier mit einem Übergangszustand zu tun haben, in dem der Gebrauch von -kam zwar noch nicht ganz auf die Ordinalzahlbezeichnung eingeschränkt war, man aber doch bereits ein anderes Wort für „voll“ bevorzugte, wenn man jeden Zweifel ausschließen wollte.

Das Thema eines derartigen Werkes wird manchem als reichlich trocken erscheinen und er wird dies vielleicht durch die knappe, rein konstatierende Schreibweise des Verfassers noch besonders unterstrichen finden. Solche

Urteile sind natürlich in letzter Linie Geschmackssache. Ich möchte aber bekennen, daß mir diese Art der Darstellung, in der kein einziges überflüssiges Wort vorkommt, wo alles so einfach und übersichtlich wie nur möglich angeordnet ist und jede Behauptung auf die Texte und nur auf diese zurückgeführt ist, besonders sympathisch ist. Ein Werk wie dieses wird noch als völlig gesicherter Block im Fundament des Gebäudes der Assyriologie bestehen bleiben, wenn der luftige Oberbau der „Weltanschauungen“ und „Systeme“ noch einige weitere Male gründlich sein Aussehen gewechselt haben wird.

2. Schaltungen und „mittlerer erster Nisan“.

Ich glaube, man darf als Maßstab für die Unzuverlässigkeit einer Chronologie Mesopotamiens getrost die Rolle wählen, die darin der Frühlingspunkt spielt. In reinsten Gestalt hat sich diese Erfahrung überall bestätigt, wo Präzession und Chronologie verknüpft worden sind. Weniger deutlich, aber ähnlich verhängnisvoll erweist sich auch die Rolle eines andern Begriffs (*sit venia verbo*), nämlich des „mittleren ersten Nisan“. Trotz seiner häufigen Verwendung in der Literatur habe ich nirgends auch nur eine Andeutung einer Definition dieser Größe gefunden. Was man meint, ist wohl dieses: Da 12 Mondmonate um etwa 11 Tage (genauer 10,89 Tage) kürzer sind als ein Sonnenjahr, so rückt der 1. Nisan in jedem Gemeinjahr um etwa 11 Tage gegen den Frühlingspunkt zurück, während ihn ein Schaltjahr um $30 - 11 = 19$ oder $29 - 11 = 18$ Tage vorschiebt (genauer 18,64 Tage). Es sei nun der Einfachheit halber irgendein Ausgangsdatum durch Tag 0 bezeichnet, folgende Daten durch +, vorangehende durch — sowie Schaltjahre durch *. Nehmen wir nun an, daß wir es z. B. mit der folgenden Reihe von Jahren zu tun haben: 1*, 2, 3, 4*, 5. Geben wir dann dem ersten Nisan die Tageszahl 0, so bewirkt die Einschaltung eines Monats im Jahre 1*, daß der 1. Nisan des Jahres 2 die Tageszahl + 19 erhält. Die beiden folgenden Jahre erhalten dann + 8 und — 3 als Tageszahl ihres 1. Nisan, während Jahr 5 wegen der Schaltung in 4* wieder mit + 16 beginnt. Als Datum des „mittleren“ 1. Nisan der 5 Jahre 1* bis 5 wird man dann $\frac{1}{5} (0 + 19 + 8 - 3 + 16) = + 8$ bezeichnen.

Schon hier sei aber auf einen wichtigen Punkt aufmerksam gemacht. Nehmen wir an, daß die Schaltordnung in den betrachteten 5 Jahren nicht 1*, 2, 3, 4*, 5, sondern 1, 2, 3*, 4*, 5 geheißen hätte, so würden wir für die

1) Schneider reproduziert den Textwortlaut p. 86 ohne Bezeichnung von Ergänzungen. Wie aber die Edition von Unger An. Or. 12 (1935) p. 312ff. zeigt, sind die Angaben über die beiden letzten Jahre (nach Schneider Šulgi 44 und 45) vollständig ergänzt. Wenn ich auch an der Richtigkeit der Ergänzung nicht zweifle, so darf sie doch nicht als Textbeleg erscheinen.

2) Vgl. z. B. die Schaltweise Ammizadugas (unten Sp. 409). Über die Spätzeit vgl. Weissbach, The Hilprecht Anniversary Volume, Leipzig 1909, p. 282.

3) Prof. Pohl teilt mir freundlichst mit, daß dieser Schluß auch durch Lautner, Altbabyl. Personenmiete, p. 60f., bestätigt wird.

4) Sternkunde u. Sterndienst in Babel II (Münster 1909) p. 182ff.

5) Vgl. z. B. die Venus-Texte der Ammizaduga-Zeit passim oder die Belegstellen s. v. -kam im Glossar meiner Mathem. Keilschrifttexte Bd. II p. 29a (Berlin 1935). Auch bei Schneider viele Beispiele.

6) Von Zahlen und Zahlworten (Schr. d. wiss. Ges. Straßburg 25, 1916) p. 109ff.

ersten Nisane erhalten: 0, — 11, — 22, — 3, + 16, also ebenfalls von 0 nach + 16 gelangen, aber der „mittlere“ 1. Nisan wäre jetzt $\frac{1}{5}(0 - 11 - 22 - 3 + 16) = -4$ statt + 8. Schon dieses Beispiel zeigt, daß dieser Mittelwert ganz und gar von der Art der benutzten Schaltweise abhängt. D. h.: Für eine Periode, in der uns nicht die Lage aller Schaltjahre bekannt ist (und in dieser Situation befinden wir uns für fast alle Perioden der Geschichte Mesopotamiens, abgesehen von der Spätzeit), läßt sich überhaupt nicht mit Sicherheit angeben, was unter „mittlerem“ 1. Nisan zu verstehen ist! Insbesondere folgt aus den oben erwähnten Eigenschaften des Kalenderwesens von Ur III, daß für diese Zeit, selbst wenn wir alle Schaltjahre kennen würden, für jeden Lokalkalender ein eigener mittlerer 1. Nisan gebildet werden müßte. Behauptungen wie die, daß es das Ziel der Schaltungen gewesen sei, den mittleren 1. Nisan auf den Frühlingspunkt oder ein ähnliches festes Datum zu legen, entbehren also jedes Inhalts, wenn man nicht die Schaltfolge der betreffenden Jahre angibt.

Aber auch das genügt noch nicht. An dem obigen Beispiel kann man sich nämlich klarmachen, daß der erhaltene Mittelwert noch davon abhängig ist, wie viele Jahre man in Betracht zieht. Hätten wir nämlich nur 4 statt 5 Jahre berücksichtigt, so würden wir im ersten Fall $\frac{1}{4}(0 + 19 + 8 - 3) = +6$, im zweiten $\frac{1}{4}(0 - 11 - 22 - 3) = -9$ erhalten haben. Also: selbst wenn man die Schaltweise einer Periode vollständig kennt, gehört zur Bestimmung des „mittleren“ 1. Nisan eine Angabe über die Anzahl Jahre, für welche der Mittelwert gebildet werden soll.

Ich kenne keine Stelle in der Literatur, wo versucht worden ist, diese beiden wesentlichen Elemente für die Bestimmung des mittleren 1. Nisan, nämlich Schaltweise und Intervallgröße, anzugeben. Es sollen im folgenden einige für die Chronologie wichtige Fälle besprochen werden, wo dieser Mangel erhebliche Konsequenzen hat.

3. Zur Chronologie der Hammurapizeit.

Bekanntlich ist im Anschluß an die Venus-Texte, die auf Beobachtungen aus den 21 Regierungsjahren Ammizadugas zurückgehen, versucht worden, die Chronologie der ersten Dyn. von Babylon astronomisch zu fixieren. In einer Rezension des zusammenfassenden Werkes über diesen Gegenstand¹ in dieser Zeitschrift² habe

ich gezeigt, daß das erstrebte Ziel nicht erreicht worden ist, in erster Linie, weil die Überlieferung der ursprünglichen Daten zu unsicher ist, um zwischen korrekten und unkorrekten Daten mit Sicherheit unterscheiden zu können¹. Eine erneute genaue Prüfung des ganzen Fragenkreises² hat mein Urteil bestätigt, daß nur historische Argumente zwischen den verschiedenen astronomisch möglichen Lösungen auszuwählen imstande sind, und in dieser Hinsicht scheinen mir die Vorschläge von Weidner³ und besonders der von Thureau-Dangin⁴ am besten fundiert zu sein. Die Arbeit von Thureau-Dangin geht aber darüber hinaus noch auf kalendarische und astronomische Fragen ein, die sich mit unserm vorliegenden Thema eng berühren. Zunächst konnte er zeigen, daß Kontrakt-Datierungen sowohl der Hammurapi-Zeit wie der Spätzeit nur formale Monatszeiten beputzen, ganz ungeachtet der tatsächlichen Lage der Erntezeiten im wirklichen Kalender. Dies allein genügt, um die Kontrakt-Datierungen für chronologische Zwecke gänzlich unbrauchbar zu machen⁵. Dagegen kann man vielleicht aus dieser Tatsache einen Hinweis auf die Motive der Schaltungen ableiten. Mindestens seit der 1. Dyn. von Babylon⁶ bestehen sie nämlich in der Einfügung eines Monats VI₂ oder XII₂, was doch gerade auf die auch durch die Kon-

1) Daß A. Schott ZDMG 88 (1934) p. 315 die Existenz dieser Texte als „in bezug auf Sorgfalt und Genauigkeit der Aufzeichnungen“ als eine „aus dem geschichtlichen Rahmen fallende Erscheinung“ bezeichnet, scheint mir nicht berechtigt zu sein, auch ganz abgesehen davon, daß uns der Zustand der Überlieferung eben nicht gestattet, die Beobachtungsgenauigkeit zu beurteilen. Es ist doch im Rahmen der Kultur dieser Periode nichts so Über-raschendes, daß man die Daten für ein so auffallendes und leicht zu beobachtendes Phänomen wie Auftauchen und Verschwinden der Venus in der Nähe von Sonnenauf- und -untergang notiert, zumal dies ja ganz der Beobachtung von Altlicht und Neulicht des Mondes entspricht, die für den Kalender so wichtig gewesen ist. — Was die Omina anlangt, die sich in der erhaltenen Redaktion (Serie: Enūma Anu Enlil) an diese Beobachtungen knüpfen, so halte ich es für sehr wohl möglich, daß sie erheblich jünger sind als die Beobachtungen selbst.

2) Gelegentlich einer Vorlesung über antike Chronologie, die ich im Winter 1938 in Kopenhagen gehalten habe und die ich in Buchform veröffentlichen zu können hoffe.

3) AfO 3 (1926) 66ff. 4) RA 24 (1927) 181ff.

5) In meiner Rezension des Werkes von Langdon-Fotheringham-Schoch in OLZ 32 habe ich leider versäumt, auf diesen Punkt hinzuweisen. Meine eigenen Argumente gegen die Benutzbarkeit der Kontrakt-daten (l. c. Sp. 918f.) bleiben natürlich außerdem bestehen.

6) Für die Schaltmonate der Zeit von Ur III vgl. oben Sp. 404.

1) Langdon-Fotheringham-Schoch, The Venus Tablets of Ammizaduga, Oxford 1928.

2) OLZ 32 (1929), 913ff.

trakte hervorgehobenen Erntezeiten für Dat-
teln bzw. Getreide hinweist. Statt also immer
von einer Berücksichtigung des Frühlings-
punktes bei den Schaltungen zu sprechen,
scheint es mir viel natürlicher anzunehmen,
daß man sich bemüht hat, die als Erntemonate
bezeichneten Monate immer wieder mit der
Erntezeit in ungefähre Übereinstimmung zu
bringen. Das würde dann auch ohne weiteres
erklären, daß man in älterer Zeit an verschie-
denen Orten ganz verschieden schaltete, weil
man eben die Lage der Erntezeit entweder
etwas verschieden im voraus beurteilte oder
es mehr oder weniger genau nahm oder tat-
sächlichen Verhältnissen und deren Schwan-
kungen mehr oder weniger Rechnung trug.

Dagegen wird alles unverständlich, sobald
man astronomische Rücksichten ins Spiel
bringt. So hat z. B. Fotheringham berechnet,
daß unter Zugrundelegung seiner Chrono-
logie der ersten Dyn. der mittlere 1. Nisan
unter verschiedenen Herrschern dieser Periode
ganz verschiedene Lagen gehabt habe, näm-
lich¹ (wenn wir den Frühlingspunkt als Tag 0
bezeichnen):

Hammurapi + 21	Ammititana + 7
Samsuiluna + 8	Ammizaduga + 16

Wie Fotheringham zu diesem Resultat ge-
kommen ist, ist m. W. nirgends publiziert. Sein
Verfahren läßt sich aber leicht rekonstruieren.
Wir kennen nämlich z. B. alle Schaltjahre unter
Ammizaduga und können daher wie oben
Sp. 406f. auseinandergesetzt, die Lage aller
1. Nisane relativ zu einem beliebig als Ausgangs-
datum gewählten Tag 0 im ersten Jahre be-
stimmen. Man erhält folgendes Schema²:

Jahr Ammiza- duga	Datum des 1. Nisan	Jahr Ammiza- duga	Datum des 1. Nisan
1	0	12	— 2
2	— 11	13	— 13
3	— 22	**14	— 23
*4	— 33	15	— 5
**5	— 14	16	— 16
6	+ 5	17	— 26
7	— 6	18	— 37
8	— 17	**19	— 48
9	— 28	*20	— 30
**10	— 39	21	— 11
**11	— 20		

Bilden wir den Mittelwert dieser Zahlen, so
erhalten wir — 19. Nun ist nach Fothering-
hams Bewertung der Venus-Daten z. B. Ammi-

zaduga 21, Nisan 22 = 1900 v. Chr. Mai 4
gregor. = 45 Tage nach Frühlingspunkt¹, also
Nisan 1 dieses Jahres 24 Tage nach Fp. Dieser
1. Nisan hat aber nach unserem obigen Schema
die Tageszahl — 11; also entspricht der Tages-
zahl — 19 ein Tag, der 24 — 8 = 16 Tage nach
dem Fp. liegt, und das ist Fotheringhams
Resultat.

Das zeigt also, daß Fotheringham zur Be-
stimmung des mittleren 1. Nisan unter den
verschiedenen Herrschern über die Anzahl der
Regierungsjahre gemittelt hat. Seine Resultate
sind also Funktion der zufälligen Regierun-
gsdauer der Herrscher. Hätte Ammizaduga nur
5 oder 10 Jahre regiert statt 21, so würden wir
total andere Mittelwerte erhalten haben —
kurz diese ganze Rechnerei beruht auf der
Benutzung von gänzlich zufälligen Daten und
kann daher über den Charakter des Kalenders
der betreffenden Periode nur ganz sinnlose
Aussagen liefern.

Thureau-Dangin ging noch einen Schritt
weiter, um eine astronomische Stütze für seine
Chronologie zu gewinnen. Er nahm nämlich
an, daß es die Absicht der Schaltungen ge-
wesen sei, den *mittleren ersten Nisan derjenigen
Jahre, die auf eine Schaltung folgen*, auf den
Frühlingspunkt zu legen². Er fügte hinzu, daß
„comme il est facile de s'en rendre compte“ zu
diesem Zwecke der mittlere 1. Nisan der Ge-
samtheit von Schalt- und Gemein Jahren 9 Tage
nach dem Fp. liegen müsse. Ganz abgesehen
davon, daß ja gerade in der Regierung Ammi-
zadugas von 4 Schaltungen 3 Doppelschal-
tungen sind, also Thureau-Dangins Annahme
mindestens unvollständig formuliert ist, war
es mir nicht möglich, eine korrekte Ergänzung
seiner als „facile“ bezeichneten Schlußweise
zu gewinnen. Auf meine briefliche Anfrage
teilte mir schließlich Herr Thureau-Dangin mit,
daß er zur Bildung seiner Mittelwerte den
19jährigen Schaltzyklus der Seleukidenzeit
benutzt habe und die Mittelwerte über je
19 solche Jahre genommen habe, woraus dann
in der Tat seine Behauptung folgt. Daß aber
nicht nur der seleukidische, sondern überhaupt
kein Schaltzyklus in älterer Zeit existiert hat,
ist das einzig wirklich Sichere, was wir von
diesem Kalender wissen. Thureau-Dangins
astronomische Begründung seiner Chrono-
logie beruht also auf der stillschweigend vor-
genommenen Übertragung eines nur unter Vor-
aussetzung des seleukidischen Schaltzyklus
bewiesenen Satzes auf eine Kalenderordnung,

1) RA 24 (1927) p. 188 Anm. 1.
2) Hier bedeute * Schaltung eines XII₂, aber
** Schaltung eines VI₂.

1) Venus-Tablets p. 58 Table I unter Chrono-
logie „1921—1900 B. C.“.
2) RA 24, p. 195f.

die mit Sicherheit von der seleukidischen total verschieden war.

4. Zur Chronologie von Ur III.

Bekanntlich hat C. Schoch versucht, die Chronologie von Ur III astronomisch zu fixieren, indem er ein durch die Serie Enūma-Anu-Enlil überliefertes Finsternisomen¹, das sich offenbar auf die Zerstörung von Ur bezieht und auf einen 14. Adar datiert ist, zur Berechnung der betreffenden Finsternis verwenden wollte². Zu ihrer Charakterisierung dient außerdem die Angabe, daß sie sich über die ganze zweite Wache erstreckte (also sehr groß gewesen sein muß) und im Süden begann, im Norden endete. Schoch legte nun Fotheringhams Chronologie der 1. Dyn. von Babylon zugrunde, nahm an, daß der mittlere 1. Nisan 4 bis 7 Tage nach Äquinox liege und benutzte die Schaltregel seiner „Planetentafeln“³. Unter diesen drei Voraussetzungen fand er nur eine einzige Finsternis, die wenigstens knapp total war, nämlich — 2282 März 8/9. Trotzdem ihre Dauer um über eine Stunde gegen den Text zu kurz war und ihr Austrittspunkt nicht nördlich genannt werden kann, hielt er doch an seiner Annahme fest, ja er betrachtete sie sogar als einen Beweis für Fotheringhams Datierung der Venus-Texte⁴. Tatsächlich ist keine der benutzten Voraussetzungen bewiesen, so daß man unter viel weiteren Annahmen unter den möglichen Finsternissen nachzusuchen hat. Dann ergibt sich aber unmittelbar, daß eine ganze Reihe von Finsternissen sogar erheblich besser zu den Angaben des Textes paßt, z. B. — 2319 Februar 25/26 Größe 18'4 Zoll, Dauer von 21'8 bis 1'6 bürgerl. Zeit Babylon, Eintritt 92° vom Nordpunkt, Austritt 292° vom Nordpunkt⁵.

Ich will keineswegs behaupten, daß diese Finsternis die des Textes sei, sondern nur hervorheben, daß an eine sichere Lösung dieses

Problems erst zu denken ist, wenn wir den Kalender von Ur III vollständig kennen¹.

5. Zur Orientation mesopotamischer Tempel.

G. Martiny hat 1932 eine astronomische Orientierung mesopotamischer Tempelanlagen nachzuweisen versucht, die, sollte sie sich als wirklich angewandt erweisen, ein wichtiges Hilfsmittel zur Datierung von Schichten abgeben würde². Auch für diese Theorie wäre eine viel genauere Kenntnis des babylonischen Kalenders nötig, als wir sie haben. Nur für die letzten 6 vorchristlichen Jahrhunderte verfügen wir durch die Arbeiten von Kugler und Weißbach über ausreichend genaue Listen, um die Lage der Mondmonate mit einem Fehler von etwa ± 1 Tag verbürgen zu können³. Martiny arbeitet für diese Periode mit einem „mittleren 1. Nisan“, den er 8 Tage nach Äquinox ansetzt⁴, was wohl einfach durch Mittelbildung über die Zahlen der Listen von Weißbach und Kugler gewonnen ist. Aber schon Weißbach hat mit Recht betont, daß dieser Mittelwert für die tatsächliche Lage des Neujahrsfestes, mit dem Martiny die Orientierung von 10 Tempeln dieser Periode in Zusammenhang bringt, ganz ohne Interesse ist⁵. Indessen hat kürzlich Martiny selbst in dieser Zeitschrift⁶, wenn ich recht verstanden habe, 8 von diesen 10 Fällen als mindestens äußerst zweifelhaft erklären müssen. Für den Rest bleibt das genannte kalendarische Bedenken bestehen, das sich um so mehr geltend machen muß, je weiter wir in ältere Zeiten zurückgehen, denn um so größer werden nach allen unsern Erfahrungen die Datumsschwankungen um irgendwelche mehr oder minder willkürlich berechnete Mittelwerte.

In seiner oben zitierten Arbeit in dieser Zeitschrift glaubt Martiny nun ein neues Prinzip der Tempelorientierung entdeckt zu haben, nämlich die „geographische Filialtempel-Orientierung“. So soll ein Tempel in Ešnunna „mit seiner verlängerten Hauptachse nach dem 230 km entfernten Ur“ weisen. Diese „an zwei Beispielen“ beobachtete Orientierung wird zur Orientierung von Synagogen

1) Viroleaud, *L'astrologie Chaldéenne* Sin XXXIII p. 51, 79 bis 82. Übersetzung bei Jastrow, *Relig. Bab. u. Assyr.* II p. 558.

2) Schoch's im Selbstverlag gedruckte Arbeiten sind jetzt bequem zugänglich als *Ergänzungsheft* zu den *Astron. Nachr.* Bd. 8 Nr. 2, Kiel 1930. Eine vollständige Bibliographie von Schoch's Publikationen findet sich in *Isis* 15 (1931) p. 168f. Seine erste Mitteilung über die „Ur-Finsternis“ ist vom 31. Dez. 1927 datiert (*Schriften* p. B 6).

3) Berlin-Pankow, 1927, p. 15. Danach soll das letzte Jahr von Ibilsin ein Schaltjahr sein. Aus Schneiders Listen folgt nur, daß wir über den Charakter dieses Jahres überhaupt nichts wissen.

4) *Schriften* p. B 14.

5) P. V. Neugebauer, *Spezieller Kanon der Mondfinsternisse für Vorderasien und Ägypten* von 3450 bis 1 v. Chr. *Ergänzungsh. d. Astron. Nachr.* Bd. 9 Nr. 2, Kiel 1934 p. B 17.

1) Schoch sagt dagegen: *ZA* 39 (1930) p. 228: „Es wird sich zeigen, daß diese inschriftlich überlieferte Schaltung vollkommen unmöglich und unhaltbar ist“, also kurz „um so trauriger für die Tatsachen“.

2) Vgl. das ausführliche Referat von Weissbach *OLZ* 37 (1934) 218ff. Die astronomischen Gedankengänge sind erst von P. V. Neugebauer in eine präzise Form gebracht worden (*Vierteljahrsschr. d. Astron. Ges.* 69, 1934, p. 68ff.).

3) Kugler, *Sternkunde* II p. 435ff., Weissbach, *Hilprecht Anniversary Volume* p. 281ff.

4) P. V. Neugebauer, *Vierteljahrsschr. Astron. Ges.* 69, p. 72.

5) *OLZ* 37 (1934) Sp. 225.

6) *OLZ* 41 (1938) Sp. 667ff.

und Moscheen in Parallele gesetzt¹. Ohne mich näher mit den baugeschichtlichen Fragen dieser um Jahrtausende jüngern Kultbauten beschäftigt zu haben, möchte ich nur bemerken, daß gerade das Problem der Orientierung nach Mekka eine der Haupttriebfedern der arabischen sphärischen Trigonometrie gewesen ist² und daß mir ganz unverstänlich ist, wie man ohne solche mathematische Hilfsmittel die Richtung der Verbindungslinie zweier um 230 km voneinander entfernter Punkte der Erdkugel feststellen konnte.

Jedem, der die Zuverlässigkeit derartiger Schlußweisen zu kontrollieren wünscht, sei die Durchführung des folgenden Experiments angeraten: Man werfe mit geschlossenen Augen ein Lineal auf eine Karte Babyloniens. Es wird nur in den seltensten Fällen gelingen, das Lineal nicht in einer Lage anzutreffen, die sich nicht kultgeographisch interpretieren ließe.

6. Prähistorische Astronomie.

In einem Artikel „China und Babylonien“ des Reallexikons der Assyriologie³ nimmt A. Ungnad an, daß die Sumerer vor ihrer Einwanderung nach Mesopotamien am 35. Breitengrad (Ungnad selbst schreibt konsequent Länge statt Breite!) etwa an der persisch-afghanischen Grenze ansässig waren. Als Begründung dieser Angabe dient ihm Kugler's Entdeckung, daß die astronomischen Texte der Seleukidenzeit als Dauer des längsten Tages 14 Stunden 24 Minuten ansetzen⁴ und daß er diesen Wert mit der geographischen Breite von Babylon für unvereinbar hielt. Daß Kugler selbst diese letzte Behauptung zurückgenommen hat, hat Ungnad übersehen⁵. Aber ganz abgesehen davon möchte man doch wissen, auf welche Weise sich die noch nicht im Besitz einer Schrift befindlichen Sumerer den Wert einer gar nicht leicht zu bestimmenden astronomischen Konstante mit erstaunlicher Genauigkeit festgestellt und notiert haben, den wir erst aus Texten kennen, die um mindestens 3 Jahrtausende jünger sind⁶.

Die Anwendung astronomischer Methoden zur Gewinnung chronologischer Fixpunkte kann nur dann Aussicht auf Erfolg haben, wenn die Datierungen in den Texten mit genügender Sicherheit interpretiert werden können. Arbeiten wie die von Schneider sind also ein unerläßliches Erfordernis für alle derartigen Untersuchungen. Andererseits läßt uns gerade diese Arbeit deutlich erkennen, wie unentwickelt und unsystematisch das Kalenderwesen noch am Ende der sumerischen Ge-

schichte gewesen ist, so daß es nur zu verständlich ist, wenn es nicht gelingen will, die Texte dieser Zeit astronomisch zu verwerten.

Besprechungen.

Allgemeines.

Grant, Elihu u. a.: *The Haverford Symposium on Archaeology and the Bible* ed. New Haven: The American Schools of Oriental Research 1938. (IX, 245 S.) 8° = Biblical and Kindred Studies, No. 6. \$ 2 —. Bespr. von Kurt Galling, Halle.

Aus einer Vortragsreihe im Haverford College stammen acht Beiträge, denen als neunter eine Ausgabe von zehn Keilschrifttexten der Hammurabizeit in Autographie, Umschrift und Übersetzung (von E. Grant) etwas unorganisch beigelegt ist. Die acht Vorträge sind von unterschiedlicher Länge und auch im Aufbau sowie der Bibliographie verschieden angelegt, obwohl sie nach einem Schema: „Über den gegenwärtigen Stand der Studien betreffend . . .“ aufgebaut sind. Auch haben sie zumeist nur eine lose, mitunter aus sachlichem Recht gar keine Beziehung zu den speziell „biblischen“ Problemen. Albright berichtet über den gegenwärtigen Stand der syrisch-palästinischen Archäologie und steht dabei, ähnlich wie Goetze hinsichtlich Kleinasien und Flight in betreff der Geschichte der Schrift im Nahen Osten unmittelbar in der durch die neuesten Funde und Veröffentlichungen gegebenen Situation. Trotz der Kürze des zur Verfügung stehenden Raumes ist es den Autoren gelungen, einen Einblick auch in die wissenschaftlichen Fragen des Faches zu gewähren. Nicht minder nützlich, aber schon vermöge des allzu umfassenden Gebietes doch nur wenige Linien ausziehend, sind die Referate von Meek über Mesopotamien und von Montgomery über Arabien, sowie von Wilson über die Ägyptologie. Als eine Art Literaturübersicht geben sich die beiden Referate von Barton über das AT. und Cadbury über das NT.

Im einzelnen kritisch zu diesen Referaten Stellung zu nehmen, ist hier nicht der rechte Platz. Die Vorträge aus den Fachgebieten, die der Ref. genauer übersieht (Syrisch-palästinische Archäologie und AT.) könnten dazu an bestimmten Punkten verständlicherweise durchaus Anlaß geben, aber der Wert der Sammlung scheint uns mehr darin zu liegen, daß sie einen Gesamtüberblick gewährt und auch durch den Hinweis auf z. T. weniger bekannte englisch geschriebene Literatur förderlich ist. Freilich darf auf der anderen Seite nicht verschwiegen werden, daß bei einzelnen Referaten aus der neueren und neuesten deutschen Fachliteratur nur einiges vermerkt worden ist.

1) OLZ 41 Sp. 667.

2) Vgl. z. B. Schoy, *Gnomotik der Araber* p. F. 33 in Basserman-Jordan, *Geschichte der Zeitmessung u. d. Uhren* Bd. 1 F, Berlin 1923.

3) Bd. 2 p. 92.

4) *Babyl. Mondrechnung* (Freiburg 1900) p. 75ff. bzw. p. 99.

5) *Sternkunde u. Sterndienst i. Babel I* (1907) p. 174, II (1909/1910) p. 588 sowie Schaumberger im *Ergänzungsheft 1* zu diesem Werk p. 377.

6) Um die Literatur zu seinem Artikel hat sich Ungnad überhaupt nicht gekümmert, sonst hätte er z. B. aus Ginzels *Handbuch der Chronologie* oder aus Saussures Arbeiten (Bibliographie s. *Isis* 27 [1937] 294ff.) reale Angaben zu seinem Thema entnehmen können.

Ehrenberg, Prof. Victor: Alexander and the Greeks. Transl. by Ruth Fraenkel von Velsen. Oxford: Basil Blackwell 1938. (VII, 110 S.) 8°. 7 s. 6 d. Bespr. von U. Kahrstedt, Göttingen.

Der kleine Band enthält, abgesehen von dem etwas abstrakt psychologischen Schlußteil, in dem z. B. die Entstehung der staatsrechtlichen Fiktion des Königs als Gott der Poleis aus den seelischen Schwingungen in Alexander statt aus den politischen Bedürfnissen der Stunde abgeleitet wird, drei Einzeluntersuchungen. Die beiden letzten von ihnen gehen den Leserkreis dieser Zeitschrift fachlich wenig an, seien aber gleichwohl genannt und empfohlen: eine feine Plauderei über Alexanders *πῶρος*, seinen Drang ins Weite und Unbekannte, und vor allem eine Untersuchung über das Doppelproblem: hat Aristoteles den Staatsbau seines Schülers beeinflusst und hat das Alexanderreich auf Aristoteles' Staatstheorie gewirkt? Ein gesundes Mißtrauen gegen datierbare „Schichten“ in Aristoteles' Politik, eine genaue und klare Interpretation der Stellen, dazu das so oft bei den Modernen fehlende Bewußtsein, daß die Helden der Antike keine Philologen waren und sich nicht an den uns zufällig erhaltenen Schriftstellern fortzubilden hatten, führen einleuchtend zu dem negativen Ergebnis für beide Fragen. Aristoteles' Ideen spiegeln sich nirgends in dem Werk seines Schülers und dessen Reichsbau blieb der griechischen Theorie immer etwas Fremdes und Unheimliches — sehr im Unterschied von den Fachwissenschaften, die mit dem von Alexander erschlossenen Material in eine neue Epoche treten. Einzelheiten gehören nicht hierher, ich mache nur auf die Seiten, die Aristoteles' geistige Haltung gegenüber dem Staat mit der Platos vergleichen, besonders aufmerksam.

Fachlich geht den Historiker und den Leserkreis dieser Blätter das erste Kapitel an, die Frage der Rechtsstellung der von Alexander in Asien und auf den Inseln befreiten Griechen: traten sie dem panhellenischen (korinthischen) Bunde bei oder wurden sie einfach von Alexander abhängig? Wilcken und Berve sagten bisher das erstere, Ehrenberg stellt sich mit Bickermann auf den letzteren Standpunkt. Mit Recht lehnt E. ab, aus den Allegorien des bei Athenaios beschriebenen Festzuges Ptolemaios' II. auf staatsrechtliche Dinge sechzig Jahre früher zu schließen — wenn auch seine eigenen Erklärungen des Dargestellten aus der Lage der Zeit des Philadelphos selbst nicht befriedigen — und hält sich an die Alexander-geschichte. Aber die aus ihr gewonnenen Beweise bröckeln eigentlich alle bei näherem Zu-

sehen aus den Fingern. Einige Beispiele: E. stellt königliche Strategen als Gouverneure im Bereich der westkleinasiatischen Griechenstädte fest (S. 9), schlägt man die Zitate nach, handelt es sich um Satrapen oder Finanzverwalter anderer kleinasiatischer Gebiete. Lediglich Polyain. VI 49 erscheint ein Hyparch von Ionien, also in einer Quelle, die an sich niemand auf die Goldwaage legen wird. Der betr. Mann ist aber als Satrap erst von Karien, dann von Kilikien gesichert (Berve Nr. 794). E. beobachtet, daß in den uns bekannten Fällen die asiatischen Städte andere Beziehungen zum König haben als die europäischen (S. 15), aber die zitierten Stellen z. B. über Milet betreffen alle die Eroberung, also die Phase vor einer uns angehenden Regelung. Es ist richtig, daß Tribut und Garnison von Soloi und Aspendos den Satzungen des korinthischen Bundes zu widersprechen scheinen und hier nimmt auch Berve keinen Beitritt zum Bunde an. E. fragt, wo dann die Grenze läge, was Aspendos recht sei, sei Milet usw. billig. Die Grenze dürfte einfach da liegen, wo die wirklich rein oder vorwiegend griechischen Städte aufhören, Aspendos ist barbarisiert (Ruge, *Realenc.* s. v.). Zudem bleibt zu bedenken, daß der Bund eine Syntaxis erhob und niemand von dem Attizisten Arrian oder von Plutarch die genaue makedonische staatsrechtliche Terminologie erwarten wird. Auch kennen wir die Satzungen des korinthischen Bundes doch nicht so genau, es einfach auszuschließen, daß die Vormacht im ausgesprochenen Kriegsgebiet Besatzungen in die Städte legen konnte. Im peloponnesischen und athenischen Bunde bestand das Recht jedenfalls durchaus bei prinzipieller Autonomie und Besatzungsfreiheit der Mitglieder. E. vermißt bei Städtezerstörungen den gegen Theben erforderlichen Spruch des Synhedrions des Bundes (S. 15). Aber wieder handelt es sich um Zerstörungen bei der ersten Eroberung, ehe die Frage nach der Bundesmitgliedschaft gestellt werden konnte, oder gar um Mißverständnisse: Arr. I, 23, 6 ist nicht von dem Schicksal von Tralleis die Rede (das zudem keine griechische Stadt ist), sondern von dem der Fürstenresidenz Halikarnaß, Tralleis wird nur als Marschziel der nächsten Etappe genannt. E. stellt fest, daß rhodische Bürger vor das königl. Gericht kommen, aber niemand sagt uns, ob sie in Rhodos oder in den Satrapien als persische Parteigänger gefunden wurden.

Die Hauptquelle für uns ist die Inschrift aus Priene ÖGI 1 E. folgert aus ihr, daß die Städte in Kleinasien „mindestens was ihr Landgebiet angeht“, anders zum Könige standen

als die Bundesmitglieder. Die Urkunde scheidet aber ganz klar das Landgebiet, nämlich die königliche χώρα mit dem φόρος, von der Stadt mit der an sich bestehenden, hier ausnahmsweise erlassenen σύνταξις, welches Wort nie etwas anderes als einen Bundesbeitrag bedeutet.

Auf das Festland folgen die Inseln. Abgesehen von Feststellungen, die den bisher betrachteten gleichartig sind, legt E. Gewicht darauf (S. 20f.), daß Mytilene eine Gebiets-erweiterung erhält, Alexander also beanspruche, die Grenzen der Poleis zu bestimmen. Es handelt sich aber um die Peraia auf dem Festland (Ernst Meyer, Grenzen 11), also ein Geschenk aus der kgl. χώρα, genau wie es Priene a. a. O. erhält. Ferner wird unterstrichen, daß wir hier, wo zufällig Genaueres bekannt ist, stets von Vertragsabschlüssen der Poleis mit Alexander allein hören und daß Arr. II, 1, 4 und II, 2, 2 bei Mytilene und Tenedos einmal von einem Vertrag mit Alexander, einmal von einem mit ihm und den Griechen die Rede ist, das sei zweierlei. Hier ist vergessen, daß überall in der griechischen Welt der Eintritt in eine Symmachie durch einen zweiseitigen Vertrag mit der Vormacht erfolgt — die korinthische Ordnung ist eben eine Symmachie und kein Koinon. Durch Vertrag mit Sparta tritt man in den peloponnesischen, durch Vertrag mit Athen in den sog. Seebund. Das gilt auch für den zweiten athenischen Bund, der mit Synhedrion und Syntaxis dem korinthischen sehr ähnelt. Die Aufnahme des neuen Mitgliedes erfolgt durch Psephisma von Athen, den feierlichen Eid leisten aber alle alten Mitglieder, vgl. IG II^a 96f.; 111; 115, man kann mit Arrian beliebig von einem Pakt mit der Vormacht oder mit allen Genossen sprechen. Wieder ist auch zu der Interpretation der wichtigsten uns zur Verfügung stehenden Urkunde (Chios, Syll. 283) allerhand zu bemerken. Die Schiffstellung für die Zeit, solange die Bundeskontingente operieren, kann Mitgliedschaft und eine eigene nur analoge Ordnung gleichermaßen verraten; wenn E. feststellt, daß die Stadt nicht ἀφροῦρητος sei, ist auf das oben Gesagte und darauf zu verweisen, daß die Besatzung ausdrücklich als eine vorübergehende Ausnahme-Regelung erscheint. Endlich sagt E., es sei zum mindesten zweifelhaft, ob der König als Hegemon des Bundes die Höhe der Kontingente bestimmen konnte, wie es hier geschieht. Die Antwort gibt Diod. XVI, 89, 3 für die Gründung des Bundes. Gerade dieses Recht hat er.

Ich will nicht bestreiten, daß die Abhängigkeit der neu gewonnenen Städte praktisch fühlbarer war als die der alten Bundesmitglieder,

dazu genügt aber die geographische Lage und die stets offenzuhaltende Möglichkeit, daß auch der Wortlaut der seit 334 abgeschlossenen Verträge anders aussah als der von 338/7, zumal wie gesagt, lediglich der König und der Bewerber, nicht das Synhedrion, den Wortlaut zu entwerfen hatten (das mag etwa für die Frage der Garnisonen gelten); vgl. wie Sparta seit 403 seine neuen Symmachoi, die in den bestehenden peloponnesischen Bund eintreten, auch formell stärker fesselt als die alten Mitglieder (mein Staatsrecht I, 105), welch neues Recht dann auf letztere zurückwirkt. Gegen Ende seiner Regierung hat Alexander durch das bekannte, in Olympia verlesene Dekret auch die alten Symmachoi stärker zu dirigieren unternommen als der alte Vertrag erlaubte. Wenn die straffere Abhängigkeit der asiatischen Griechen das Vorbild abgab, wie sehr möglich, genügt wie bei Sparta eine anders gefärbte oder auch nur praktisch anders verstandene Bundesmitgliedschaft, ist es nicht erforderlich, den Bau des Alexanderreiches noch komplizierter sein zu lassen als er ohnehin ist und neben der Bundesmitgliedschaft ein Gewimmel von Abhängigkeitsverträgen der von Persien befreiten Orte anzunehmen.

Es fällt sodann ein Blick auf Alexanders Hellenisierung, die als sehr gering dargestellt wird, er habe Land für die Makedonen, nicht die Griechen im engeren Sinne erobern wollen. Aber die ersteren brauchen wirklich keinen neuen Raum, und um ein sicheres Urteil zu fällen, müßten wir die Gründungsdaten der vielen neuen Poleis in Vorderasien kennen, die uns eben fehlen. Den Abschluß des Kapitels bildet eine Übersicht der Beziehungen zwischen den Diadochen und den von ihnen abhängigen Städten, wobei wie oben sehr farblose Stellen erhalten müssen, um die These zu unterbauen. Ein Beispiel, der bekannte Erlaß des Polyperchon (S. 42): wenn der Reichsverweser damit πολλάς ζυμυχίας zu gewinnen hofft, bedeutet das nicht, daß der einheitliche korinthische Bund durch Einzelallianzen zu ersetzen ist, sondern daß die Krone sich erheblichen Machtzuwachs verspricht. Und wenn die Neuordnung der lokalen Verfassungen deutlich Europa meint, ist das kein Beleg, daß europäische und asiatische Städte verschieden stehen, sondern kommt daher, daß nur in Europa Kassander Reformen eingeführt hatte, die jetzt fallen sollen.

Zum Schluß noch eine Einzelheit. E. nimmt seine alte Ansicht, daß im Seleukidenreich πόλεις ἐν χώρᾳ und πόλεις ἐν συμμαχίᾳ zwei verschiedene Kategorien bedeuten (Welles Nr. 10 ff.), auf den Widerspruch von Zancan und Heuß zu-

rück. Ich glaube, seine alte Interpretation war richtig. Die Urkunden ordnen zunächst an, daß der mit Land beliehene Mann sein Gut einer Stadt im Lande oder in der Symmachie anschließen soll. Bei der Rückfrage über die genauere Zuweisung und deren Beantwortung steht statt dessen die Wendung „in unserer Symmachie“ ohne Nennung der Chora. Das wird so zu erklären sein, daß die erste allgemeine Anordnung die für das ganze Reich und alle seine Teile passende Wendung hat, da es sich aber um eine Lokalisierung in der nördlichen Troas handelt, wo keine neuen vom Könige geschaffenen πόλεις ἐν χώρᾳ der Art wie Seleukeia oder Antiocheia existieren, also nur πόλεις ἐν συμμαχίᾳ in Frage kommen, bei der Durchführung lediglich von der letzteren Kategorie die Rede ist.

Atiya, Aziz Suryal: *The Crusade in the Later Middle Ages*. London: Methuen & Co. [1938]. (XVI, 604 S., 2 mehrfarb. u. 8 einfarb. Taf., 4 Krtn.) gr. 8°. 30s. Bespr. von R. Hartmann, Berlin.

Der Verfasser, der durch seine Monographie über *The Crusade of Nicopolis* (s. OLZ 1936, Sp. 319) wohl bekannt ist, verfolgt mit dem vorliegenden Buch den Zweck, deutlich zu machen, daß der Gedanke des Kreuzzuges zur Eroberung der heiligen Stätten nicht mit dem Fall der letzten abendländischen Besitzungen in Palästina 1291 ein Ende nimmt, daß er vielmehr im 14. (und 15.) Jahrhundert noch durchaus lebendig ist. Es ist ihm in seinem großangelegten Buche gelungen, das unwiderleglich darzutun und anschaulich zu machen.

Er gliedert sein Werk in 4 Teile, wovon der erste als Einführung den historischen Hintergrund zeichnet und der dritte *The East and the Crusades* die Beziehungen Europas zu den Mongolen und zu den christlichen Kirchen des Ostens in großen Strichen darlegt, wobei mir die grundsätzliche Einstellung der Mongolenherrscher zum Christentum vielleicht gelegentlich etwas zu positiv gesehen zu sein scheint. Der Nachdruck liegt auf den umfangreichen Teilen II *Propaganda and Projects* und IV *The Crusades*, wovon Teil II wohl am meisten neuen Stoff bietet. Der Verf. hat die überaus große Menge der Propaganda- und Pilgerschriften aus den zwei Jahrhunderten (in App. II zählt er deren nicht weniger als 351 auf) gesichtet und entwirft ein anschauliches Bild dieser Literatur in ihren wichtigsten Vertretern, womit er in der Tat einen überraschend starken Eindruck von der Lebendigkeit des Kreuzzugsgedankens vermittelt, die gemeinhin weitgehend übersehen wird. Teil IV schildert dann die einzelnen Kreuzzugsunternehmen, die

in den Kämpfen von Peter I. von Lusignan mit der Einnahme von Adalia und Alexandrien, dem Angriff Louis II. von Bourbon auf Mahdija in Tunesien und dem Kreuzzug von Nikopolis gipfeln.

Das ungeheure Quellenmaterial, das der Verf. teilweise zum erstenmal sichtet und verwertet, umfaßt keineswegs nur gedruckte Texte, sondern vor allem auch handschriftliche, sowohl die reichen, noch ungehobenen Schätze arabischer Handschriften, deren Sprache ja seine Muttersprache ist, als solche in abendländischen Sprachen: besonders wertvoll scheint die vom Verf. in Barcelona entdeckte offizielle Korrespondenz zwischen den Höfen von Aragon und Cairo zu sein (App. III). Darüber gibt die umfangreiche Bibliographie S. 537—69 Auskunft.

Die Geschichte der Kreuzzüge ist ja lange Zeit über Gebühr vernachlässigt worden. Das hängt gewiß weitgehend damit zusammen, daß der zu ihrer Untersuchung berufene Historiker gewöhnlich nicht über die Kenntnis der verschiedenen Sprachen der wichtigsten Quellen verfügt. Atiya ist in der glücklichen Lage, mittelalterlicher Historiker im abendländischen Sinne zu sein und von Hause aus des Arabischen mächtig. Der vorliegende Band bringt in App. I den Erweis, daß er imstande ist, einen lateinischen Text selbst herauszugeben, die *Petitio pro conversione infidelium* des Raymundus Lullus (daß dieser Traktat inzwischen auch noch von anderer Seite veröffentlicht wurde — s. S. 604 —, tut dem keinen Abbruch).

Die sich gut lesende Darstellung Atiyas ist durchweg durch einen reichen Belegapparat im einzelnen begründet und näher ausgeführt. Außer den bereits erwähnten Appendices sind dem Bande Listen der Teilnehmer an den Kreuzzügen gegen Alexandrien, Mahdija und nach Nikopolis beigegeben, ebenso chronologische Tabellen der Herrscher und Kirchenfürsten der Zeit. Ein ausführlicher Index schließt das schön ausgestattete, mit Tafeln und Karten geschmückte Buch ab.

Es ist dem Verf. unstreitig gelungen, seine These von dem Fortleben der Kreuzzugs-idee zu erweisen. Und das ist ein Verdienst, da dieser Gesichtspunkt bisher viel zu wenig beachtet wurde. Freilich zeigt seine eigene Darstellung auch auf Schritt und Tritt, daß die Idee eben nicht mehr die alles beherrschende Kraft hatte. Denn die Mißerfolge aller Unternehmungen waren doch nicht nur die Wirkung der Tatsache, daß die Zersplitterung der islamischen Staaten am Ostrand des Mittelmeeres dem Aufstieg stärker begründeter

Mächte Raum gegeben hatte, sondern auch der mangelnden Härte und Geschlossenheit des abendländisch-christlichen Willens. Die Zeit der Kreuzzüge war in der Tat vorbei. Höchst beachtenswert ist schließlich noch Kap. 19, das von den ägyptischen und osmanischen „Gegenkreuzzügen“ handelt: ein Gesichtspunkt, der wirklich weitere Ausarbeitung verdient, für die der Verf. wie kein anderer berufen ist. Hier wie in manchen anderen Einzelheiten verdanken wir den Fortschritt der Erkenntnis, den das Buch vermittelt, gewiß vor allem der Vertrautheit des Historikers mit den arabischen Quellen.

In einem gewissen Dämmerlicht bleiben leider häufig die Verhältnisse im türkischen Anatolien. Zwar ist dem Verf. natürlich klar, daß im Anfang des 14. Jahrh. die Türken Anatoliens noch nicht im Osmanenstaat geeint waren. Er betont mehrfach, daß unter den Türken nicht einfach die Osmanen zu verstehen seien, ja daß deren Staat lange nicht der mächtigste der anatolischen Türkenstaaten gewesen sei. Aber wenn er das, S. 291 Anm. 1, von der Expedition von 1343 sprechend, so ausdrückt: *the expedition . . . was therefore not directly against the Ottomans alone, but against the Turks in general*, so klingt das doch seltsam. Sie war nicht nur „nicht gegen die Osmanen allein“ gerichtet, sondern überhaupt nicht gegen die Osmanen! Man kann auch nicht wohl (ebenfalls S. 291) von „the Turkish navy“ sprechen; darunter müßte man doch die osmanische verstehen, die es damals — wie er selbst sagt — nicht gab. Man kann auch nicht sagen „we have to distinguish between the ‘Turkish’, which is a wider term, and the ‘Ottoman’ navy“ (ebd. Anm. 2): man kann doch nur von einer Flotte von Aydin, von Menteşe, von Saruhan usw. reden. — So möchte man auch gerne wissen, wer der „Amir Jakhshi“ S. 112 ist. Die Bezeichnung kommt in der Zeit mehrfach vor, freilich bisweilen so, daß man im Zweifel sein kann, ob es sich überhaupt um einen Eigennamen handelt. Hier darf man wohl sicher an den Jakhshi denken, der in der Geschichte der Saruhan eine Rolle spielte (vgl. Halil Edhem, *Düvel-i Islamîje*, S. 276); freilich begegnet auch ein Karasî-oğlu desselben Namens. — Der ‘Umar Bey von Aydin S. 292ff. hieße besser Umur, wenn die arabischen Autoren den Namen auch gerne zu ‘Umar arabisieren. — S. 324 Anm. 4: natürlich ist weder ‘Alā’ija noch Kandelore eine Verderbnis von Korakesion; Kandelore wird vielmehr auf *Καλὸν ἔρος* zurückgeführt, vgl. Tomaschek, *Zur historischen Topographie von Kleinasien*, S. 57. Die Stadt gehörte wohl

wirklich zu Qaramān, während man Manāwghāt (s. *Ġihānnumā*, S. 612, Tomaschek a. a. O. S. 56) eher zu Teke (so! nicht Tekke) rechnen möchte: über Bejs von Manāwghāt scheint sonst nichts bekannt zu sein; doch sind wir ja über diese *mulūk at-tawā’if* nur sehr lückenhaft unterrichtet. Damit hängt es wohl auch zusammen, daß Atiya in seinen Fürstenlisten aus dem islamischen Orient nur die Mamluken und die Osmanen aufzählt.

Wenn gelegentlich derartige Kleinigkeiten zu wünschen übrigbleiben, so fällt das bei einem Werke von so reichem Inhalt überhaupt nicht ins Gewicht. Alle, die sich für die Beziehungen zwischen Abendland und Morgenland im Mittelalter interessieren, werden dem Verf. für sein schönes Buch warmen Dank wissen.

Brunet, Dr. F.: *Œuvres médicales d’Alexandre de Tralles*, le dernier auteur classique des grands médecins grecs de l’antiquité. Tome IV: Les douze livres de Médecine (suite et fin). Publié avec le concours de l’Académie des Inscriptions et Belles Lettres (Fondation Durlans). Paris: Paul Geuthner 1937. (IV, 292 S.) gr. 8° = Médecine et thérapeutique byzantines. Fr. 60—. Bespr. von Max Meyerhof, Kairo.

Mit diesem vierten Bande hat der Verf. seine Übersetzung der „Zwölf Bücher“ des Alexander von Tralles zum Abschluß gebracht (siehe OLZ 1935 S. 135/7, 1937 S. 497/8 und 1938 S. 212/3). Der Band enthält den Rest der Übersetzung von Buch VII (Magenleiden), diejenige von Buch VIII (Darmleiden), Buch IX (Leberleiden), Buch X (Ruhr und Wassersucht), Buch XI (Harn- und Geschlechtsleiden) und Buch XII (Gicht). Der große Umfang dieses letzteren Buches und die enorme Zahl von Heilmitteln, welche Alexander empfiehlt, beweist die Wichtigkeit, welche die Gicht als Krankheit im späten Altertum besaß, und zugleich auch ihre schwere Heilbarkeit. Am Schlusse seines Buches verschmähte es der byzantinische Autor nicht, eine Reihe von magisch-sympathischen Heilmitteln und Beschwörungen anzuführen, unter denen die Anrufung der hebräischen Gottesnamen (Jaoth, Sabaoth, Adonai, Eloï) von besonderem Interesse ist. Die Frauenleiden hat der antike Autor fortgelassen. Die Übersetzung ist gut und flüssig, die Erklärung der technischen Ausdrücke und Drogennamen unter dem Text noch reichlicher als in den früheren Bänden. Am Ende eines jeden Bandes sind drei Indizes, je einer der geographisch-historischen Namen, der Autoren und der erwähnten Drogen, angefügt, was die Benutzung des Buches und das Nachschlagen von Parallelen ungemein erleichtert. Es fehlt

nunmehr nur der Band V mit der photographischen Reproduktion der besten Alexander-Hs. Der Übersetzer und Herausgeber verdienen ungeschmälertes Lob für diese nützliche Ausgabe.

Ägyptologie.

A Handbook to the Egyptian Mummies and Coffins exhibited in the British Museum. London: British Museum 1938. (VIII, 71 S., XXXI Taf.) 8°. 2 s. 6 d. Bespr. von G. Roeder, Hildesheim.

Das Britische Museum hat im Anschluß an seine neue Aufstellung die Herausgabe von Handbüchern begonnen, die ein Mittelding zwischen einem Museumsführer und einem Inventarverzeichnis bilden. Zunächst hat man mit den Särgen und Mumien begonnen, die von den Beamten der Ägyptischen Abteilung dargeboten werden. Man bekommt eine knappe aber inhaltreiche Darstellung zu den einzelnen Kapiteln mit zahlreichen sachlichen Feststellungen und damit eine katalogmäßige Verzeichnung des Bestandes, wobei gelegentlich auch ausführliche Beschreibungen des Gegenstandes gegeben werden. Der erste Abschnitt enthält die Mumien, wobei von besonderem Interesse die Leichen des Alten Reiches sind, die seit der IV. Dynastie einen geöffneten Körper aufweisen. Auf die menschlichen Leichen, deren Behandlung genau geschildert ist, folgen zahlreiche Tierleichen. Der zweite Abschnitt enthält die Holzsärge, unter denen wieder die Stücke aus dem Alten Reich eine entwicklungsgeschichtliche Bedeutung haben; der Sarg des Mykerinos ist richtig als späte Arbeit erkannt. Die weitere Verfolgung der Holzsärge bis zur römischen Zeit enthält sachliche Feststellungen, deren man sich gern bedienen wird. Ähnlich liegt es für die steinernen Sarkophage, die vom Alten Reich bis in die saïtische Zeit verfolgt werden. Unter den Tafeln sind viele Gesamtbilder nach Photos, dabei auch zwei Farbentafeln, die anscheinend auf Colorphotos zurückgehen.

Petrie, Prof. Flinders: The Funeral Furniture of Egypt. (X, 30 S.); **Stone and Metal Vases** (VII, 35 S., XLV Taf.) London: British School of Egyptian Archaeology University College, and Bernard Quaritch 1937. 4° = British School of Archaeology in Egypt and Egyptian Research Account, 43rd Year, 1937. 21 s. Bespr. von H. Bonnet, Bonn.

Zu den Verdiensten, die sich Petrie um die ägyptische Altertumskunde erwarb, gehört nicht zum wenigsten die systematische Veröffentlichung der ägyptischen Sammlungen des Londoner University College, die den Hauptteil ihrer Bestände ihm selber verdanken. Sie

ist nach Denkmälerklassen geordnet und nach dem Vorbild der P.schen Grabungsberichte ausgestaltet; sie ist also gut illustriert und schöpft, da es sich zumeist um Gegenstände handelt, die Grabungen entstammen, alle Möglichkeiten der Datierung aus. So sind die Bände wohl geeignet, nicht nur einen bequemen Überblick über bestimmte Denkmälergruppen zu vermitteln, sondern auch die Einordnung einzelner Stücke zu erleichtern.

Im zweiten Teil des vorliegenden Bandes, des 12. der Reihe, sind die Steingefäße mit Anschluß der vorgeschichtlichen, die bereits anderwärts behandelt sind, sowie die Metallgefäße gesammelt, im ganzen 973 bzw. 144 an Zahl. Die Mehrzahl der Stücke ist aus den Grabungsberichten bekannt. Im Text wird auf sie verwiesen; auch sonst sind in ihm für jedes Stück die wissenswerten äußeren Daten sorgfältig verzeichnet. Ebenso wird die Einordnung der Typen ausführlich begründet. Neue Einsichten ergeben sich dabei kaum; nichtsdestoweniger wird auch der Fachmann die übersichtliche und gewissenhafte Zusammenfassung des Materiales dankbar begrüßen.

Weniger Befriedigung wird der erste Teil des Bandes in ihm wecken. In ihm versucht sich Petrie an einem zusammenfassenden Überblick über die verschiedenen Arten der Beigaben. Er ordnet sie nach den Zwecken, denen sie im Sinn des Ägypters zu dienen haben. An sich ist eine solche Aufteilung richtig; sie könnte sogar sonderlich fruchtbar werden, denn sie schließt die Frage nach den geistigen Hintergründen in sich. Nur daß Petrie nun leider über die ägyptische Religion und ihren Totenglauben seine eigenen Ansichten hat. Sie werden sonderlich von dem Anliegen bewegt, die verschiedenen Glaubensformen verschiedenen Einwandererströmen zuzuweisen und mit den Einschnitten der vorgeschichtlichen Kultur in Beziehung zu setzen. Ich brauche mich nicht auf eine Auseinandersetzung einzulassen; hat doch Petrie trotz der Zähigkeit, mit der er in seinen Ansichten verharret, kaum eine Gefolgschaft gefunden. Natürlich führt der falsche Ansatz auch in der Einzeldeutung hin und her zu Schiefheiten. Bilder sind diesem Teile nicht beigegeben; an ihre Stelle treten Verweise auf die Sonderabteilungen des Kataloges bzw. die früheren Grabungsberichte.

Ebbell, B.: Alt-Ägyptische Bezeichnungen für Krankheiten und Symptome. Oslo: Jacob Dybwad in Komm. 1938. (65 S.) gr. 8° = Skrifter utgitt av det Norske Videnskaps-Akademi i Oslo. II. Histor.-Filos. Klasse. 1938. No. 3. Kr. 7.—. Bespr. von Max Meyerhof, Kairo.

Dr. B. Ebbell, Tropenarzt mit ägyptologischer Schulung, bemüht sich seit etwa 15 Jahren um die Aufklärung der zahlreichen dunklen Termini in den altägyptischen medizinischen Papyri. Er hat bereits in einer Reihe von Artikeln, welche zumeist in der ÄZ erschienen sind, eine Anzahl von Krankheitsnamen zu erklären gesucht und einen ersten Niederschlag seiner Studien in seiner Neuübersetzung des Papyrus Ebers (The Papyrus Ebers, Copenhagen 1937) gegeben. In der vorliegenden Schrift will er das Ergebnis seiner Untersuchungen nochmals zusammenfassen und insbesondere solche Krankheitsnamen erklären, welche Eрман und Grapow in ihr Wörterbuch der ägyptischen Sprache nicht aufgenommen oder nicht in ihm übersetzt haben. Die Schwierigkeit solcher Erklärungen liegt in erster Linie darin, daß die medizinischen Papyri fast ausnahmslos nur die Namen, aber nicht Beschreibungen von Krankheiten geben, während der chirurgische Papyrus Edwin Smith Verletzungen und Krankheiten derart beschreibt, daß vielfach schon der Laie erkennen kann, um welches Leiden es sich handelt. Ebbell hat seine Deutungen aus den folgenden Hilfsmitteln gewonnen: aus der Stellung des betr. Krankheitsnamens innerhalb des Papyrus, wodurch besonders in dem wohlgeordneten Papyrus Ebers von vornherein eine Andeutung über die Natur des Leidens erzielt wird; die Lokalisation der Krankheit ist natürlich von großer Wichtigkeit. Ferner sind durch Beachtung der Behandlungsweise, ob äußerlich oder innerlich, Anhaltspunkte zu gewinnen, und ebenso durch Feststellung der angewandten Mittel, die sich zuweilen in der griechischen und arabischen Medizin, ja bis in die Neuzeit erhalten haben (z. B. Leber bei Nachtblindheit). Oft bringt die Untersuchung der Wurzel und Grundbedeutung des betr. Wortes Nutzen, und das Determinativ leitet zuweilen in die richtige Richtung. Endlich ist natürlich auch die Vergleichung mit dem Koptischen von großer Bedeutung, da sich in dieser Sprache zuweilen altägyptische Krankheitsnamen erhalten haben.

Der Verf. gibt sodann in der Reihenfolge des hieroglyphischen Alphabets 56 Artikel, von denen jeder einen Krankheits- oder Symptomenamen mit eingehender Begründung bespricht; dazu 28 Namen mit Verweis auf Ebbells frühere Veröffentlichungen in der ÄZ. Da ich selbst nur rudimentäre Kenntnisse der altägyptischen Schrift und Sprache besitze, so habe ich mich zur philologischen Erklärung der Termini an die Herren Charles Kuentz und Ludwig Keimer gewandt, denen beiden ich für je eine Durchsprechung aller Artikel der vor-

liegenden Schrift zu Dank verpflichtet bin. Es ist mir unmöglich, an dieser Stelle eine ausführliche Darstellung unserer Ergebnisse zu geben, und ich behalte mir eine vorwiegend medizinische Erläuterung für ein Referat in einer medizinhistorischen Zeitschrift vor¹. Mag es genügen, an dieser Stelle festzustellen, daß von Ebbells 56 Erklärungen 15 als philologisch und medizinisch ganz oder nahezu gesichert anzusehen sind, 16 als möglich oder wahrscheinlich, während die anderen Erklärungen als ungesichert zu betrachten sind. So lautet das Urteil meiner Berater, zusammen mit meiner Kenntnis der alten und modernen Pathologie von Ägypten. Um einige Beispiele zu geben, so muß ich z. B. sagen, daß die vom Verf. (S. 15) besprochene *wh3w*-Krankheit mir nicht so sehr „Wundrose“ zu sein scheint, als *dhrt* (S. 62), da es sich bei letzterer zweifellos um eine Hautaffektion mit Fieber handelt. Die Erklärung von *špn* (S. 49) und *špt nt mt* (S. 50) als Gonorrhöe ist fraglich, da die Parallele mit dem Hebräischen im ersten Falle nicht recht geht, und im letzteren der Phallus, welcher ohne Ausfluß dargestellt ist, sehr verschiedenartige Bedeutung als Deutzeichen haben kann (z. B. Körperstelle, Sehne, Gefäß und Muskel). Das gleiche gilt für die unmittelbar vorhergehende Erklärung von *šwt m mt* = Priapismus. Auch die vom Verf. angenommene Erklärung von Pap. Ebers 41₁₅ als Anchylostomum duodenale und Ebers 19₁₆₋₁₈ als Bilharzia haematobia ist als unwahrscheinliche Hypothese zu bezeichnen, da so kleine Eingeweidewürmer erst im 19. Jahrhundert, ja erst in dessen zweiter Hälfte, zuerst gesehen worden sind. Die verkalkten Eier der Bilharzia sind zwar durch Armand Ruffer in den Mumien von Ägyptern der XX. Dynastie nachgewiesen worden; aber von da bis zur Annahme, daß die alten Einbalsamierer, die doch nur Handwerker waren, die in den Eingeweiden verborgenen winzigen Plattwürmer gesehen hätten, ist noch ein weiter Weg. Die Verbindung mit der auch noch nicht einwandfrei geklärten '3'-Krankheit (Blutharnen?) ist ebenfalls nicht als gesichert anzusehen. Dagegen sind andere Krankheitsnamen vom Verf. mit Scharfsinn und erfolgreich erklärt worden (z. B. *rš* = Stinknase, *h3rw* = Schwachsichtigkeit, *h3tj* = Triefäugigkeit, in Wiederaufnahme der ersten Erklärung durch Ebers selbst, *hft* = Spulwurm, *pnd* = Bandwurm, *šf* = Anschwellen u. dgl. m.). Einige kleine Korrekturen sind nach Ansicht meiner Berater in den Übersetzungen des Verfassers anzubringen,

¹ Inzwischen erschienen in Janus XLIII (Leiden 1939) p. 75—79.

z. B. auf S. 35 statt „Magen“ „Bauch“, auf S. 57 statt „Leber einer Schwalbe“ „einer Turteltaube“ (*mn.t*).

Im ganzen genommen ist die vorliegende Schrift als eine willkommene Bereicherung der ägyptischen Lexikographie anzusehen. Der Verf. hat mit umfangreicher Benutzung aller nur möglichen Hilfsmittel, wenn auch nicht überall ein Definitivum erzielt, so doch mindestens den Weg zur Weiterführung der Forschung auf diesem ganz besonders schwierigen Gebiete gebahnt.

Petrie, Prof. Flinders: *Anthedon Sinai*. London: British School of Egyptian Archaeology University College, and Bernard Quaritch 1937. (VII, 16 S., LI S. Taf. u. Übersichten.) 4^o = British School of Archaeology in Egypt and Egyptian Research Account, 42nd Year, 1936. 21 s. Bespr. von Siegfried Schott, Heidelberg.

Flinders Petrie, den verschärfte Bestimmungen über Altertümerfunde aus Ägypten vertrieben hatten, kehrte, veranlaßt durch Schwierigkeiten, die seiner Arbeit nun in Palästina erwuchsen, auf ägyptischen Boden zurück. Er blieb hierbei in dem Grenzbezirk zwischen beiden Ländern, dem Feld seiner Grabungen des letzten Jahrzehnts, und verlegte lediglich den Standort über die Grenze. Die Wahl des Platzes ergab ein Zufall. Auf einer Erkundungsfahrt wurde bei einem durch das sandige Gelände erzwungenen Halt zwischen Dünen ein Erdhügel besucht, dessen Oberfläche nicht wie alle anderen Plätze der Nachbarschaft mit Scherben aus römischer und griechischer Zeit bedeckt war. Man hegte so die Hoffnung, sofort auf ältere Schichten zu stoßen. Mit einem kleinen Stabe, dem auch Lady Petrie angehörte, und etwa 100 Arbeitern wurde dort 1935 und 1936 mit Unterbrechungen zusammen 188 Tage lang unter schwierigen Verhältnissen gearbeitet. Die Ergebnisse der Grabung liegen nun wie immer dankenswert bald als 58. Band (42. Jahr) der Veröffentlichungen der British School of Archaeology in Egypt unter dem Titel „*Anthedon (Sinai)*“ vor. Daß Petrie wirklich auf das alte, bisher nördlich von Gaza nach Askalon hin gesuchte Anthedon¹ gestoßen ist, machen — selbst wenn er die Nachrichten der Antike richtig deutet — die anderen, möglicherweise ergiebigeren Plätze in der Nähe und die Grabungsergebnisse unwahrscheinlich². Nichts spricht dafür, daß hier zu

Herodes' Zeiten eine Stadt von einiger Bedeutung wiederhergestellt worden ist¹. Keine der bekannten Münzen von Anthedon wurde gefunden. Man hat aus dem Namen geschlossen, daß die Gründung dieser Stadt auf griechische Siedler zurückgeht. Der von Petrie in einem begrenzten Bezirk bis zum Grundwasser untersuchte Hügel birgt zwölf Schichten von römischer bis in vorramessidische Zeit. Die spärlichen Funde sind auf den beigegebenen Tafeln zusammen mit Planzeichnungen der Hausreste vollständig veröffentlicht. In der Tonware „ist der Einfluß Palästinas stärker“ (S. 12), vereinzelt ergaben die in Frage kommenden Schichten kyprischen und griechischen Import. Amulette, Brettspielsteine, Knöpfe und ein Ring (Taf. 30) zeigen ägyptische Motive und Formen, doch hält Petrie die „Skarabäen fast durchweg für lokal verfertigt und kaum einen für rein ägyptisch“ (S. 9). Die beigegebenen Listen der aufgelesenen Gewichte (Taf. 41) sind — ebenso wie die Tafeln mit Listen über Gewichte aus Gaza — ohne Flinders Petrie „*Ancient Weights and Measures*“ unverständlich, da hier die Spalten einander ohne Überschrift und Erklärung folgen.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Alt, Prof. D. Albrecht: *Völker und Staaten Syriens im frühen Altertum*. Leipzig: J. C. Hinrichs 1936. (38 S., 1 Übersichtskarte) 8^o = *Der Alte Orient*, Bd. 34, H. 4. RM 1.50. Bespr. von J. Begrich, Leipzig.

Das Ziel dieser Arbeit, die auf engem Raume eine Fülle von Stoff zusammenfaßt, ist, die eigentümliche Tatsache verständlich zu machen, daß Syrien bis zum Eingreifen der Assyrer im 8. Jahrhundert niemals aus eigener Kraft zu staatlicher Einheit gelangt ist. Die Ursachen dafür sieht der Verf. einmal in der geographischen Struktur Syriens, welche eine Besiedlung nur in einzelnen, scharf voneinander geschiedenen Landschaften zuließ. Dazu tritt als eine zweite wichtige Ursache, daß es in Syrien bis zum ersten Jahrtausend an einem einheitlichen Volkstum gefehlt hat. In einer plastischen Skizze, welche sich auf die sorgfältig und vorsichtig methodisch befragten Orts- und Personennamen stützt, erhält der Leser einen Einblick in die verwickelten Bevölkerungstatsachen Syriens bis zum Eindringen der Aramäer und in die Rassenzugehörigkeit der verschiedenen Bevölkerungsschichten. Das nicht abreißende Eindringen neuer Bevölkerungselemente hat offenbar ge-

1) S. 2f. sind lediglich die schon in Pauly-Wissowa, Real-Enzyklopädie der classischen Altertumskunde Bd. 1, 2 S. 2360 angeführten oder benutzten Belege berücksichtigt.

2) Zur Benennung der Grabungen Petries in Palästina vgl. K. Galling, OLZ 1935 S. 638ff.

1) Vgl. Carl Watzinger, *Denkmäler Palestinas* Bd. 2, S. 47.

hindert, daß aus einem ungestörten Zusammenleben allmählich ein einheitliches Volkstum erwuchs. Erst mit dem Eindringen der Aramäer finden sich größere Bezirke mit einem einheitlichen Volkstum, die auch politisch zusammengefaßt sind.

Auf diesem Hintergrund wird die Frage behandelt, ob die für die Bewohner Syriens zu verschiedenen Zeiten gebrauchten Namen der Horiter, Hethiter, Amoriter und Kanaanäer „Völker“ bezeichnet haben. Die Frage ist zu verneinen. Es handelt sich in den beiden ersten Fällen um eingedrungene Herrenschichten, auf welche der Name ihrer Stammvölker übergegangen ist. Der Amoriternamen geht zurück auf das politische Territorium Amurru des 14. Jahrhunderts, welches kein einheitliches Volkstum zur Grundlage hatte. Kanaanäer endlich ist eine von dem geographischen Begriff Kanaan, der vielleicht ursprünglich auch Bezeichnung eines politischen Territoriums war, abgeleitete Benennung der Einwohner dieses Bezirkes ohne Rücksicht auf Herkunft und Eigenart. Erst sekundär und in zeitlichem Abstand von den ursprünglichen Tatbeständen konnten diese Namen in einem weiten Sinne verwendet werden, der sie als Völkernamen erscheinen läßt.

Diese Feststellungen führen weiter auf die Frage, wie die voraramäischen Territorien in Syrien zu verstehen sind. Von einer Staatenbildung auf volksmäßiger Grundlage kann keine Rede sein. Vielmehr hängt die Entstehung der zahlreichen kleinen Territorien, welche durch die Liste Thutmoses' III. bekannt sind, wie derjenigen auf dem Gebiete Palästinas mit dem Feudalwesen des Hyksosreiches zusammen, d. h. die Herrschicht der Wagenkämpfer ward mit Land und Leuten belehnt, und aus diesen Lehen entstanden mit dem Zerfall der Macht des Hyksoskönigtums die selbständigen kleinen Territorien, welche die Geschichte des zweiten Jahrtausends in Syrien kennt.

Diese notgedrungen in großen Strichen gegebene Charakteristik des Inhaltes vermag nur eben die Hauptgesichtspunkte anzugeben. Sie wird aber immerhin ausreichen, dem Leser den Eindruck zu vermitteln, daß er in diesem Hefte des Alten Orients einen sehr wesentlichen Beitrag zur Geschichte des alten Syrien vorfindet.

Allgeier, Prof. Dr. Arthur: Die Chester Beatty-Papyri zum Pentateuch. Untersuchungen zur älteren Überlieferungsgeschichte der Septuaginta. Paderborn: F. Schöningh 1938. (142 S.) gr. 8° = Stud. z. Gesch. u. Kultur d. Altertums, XXI. Bd., 2. H. RM 12 —. Bespr. von Johannes Herrmann, Münster in Westf.

Allgeier schickt seinen Untersuchungen eine Einleitung voraus, in der er, an Paul de Lagarde anknüpfend, zu methodischen Grundfragen der Septuagintaforschung Stellung nimmt. Seinen eigenen Standpunkt bezeichnen die folgenden Sätze: „Der Originaltext, so kritisch man ihm im konkreten Fall gegenüberzustehen hat, muß als der erste Zeuge für die Wertung eines Übersetzungstextes gelten. Wohl muß sich der Blick zunächst und hauptsächlich der griechischen Überlieferung zuwenden, ohne jedoch auf die griechischen Grenzen beschränkt zu bleiben. Von Anfang an und dauernd ist die Tatsache zu berücksichtigen, daß es sich nicht um ein genuin griechisches Literaturprodukt, sondern um eine Übersetzung aus dem Hebräischen handelt, und die Möglichkeit ist im Auge zu behalten, daß spätere Abschriften des Originals nicht bloß eine mechanische Kopie sein wollen, sondern eine bewußte Verbesserung. Die Möglichkeit gewinnt dann an Wahrscheinlichkeit, wenn innergriechische Gesichtspunkte nicht ausreichen, um einen kritischen Sachverhalt zu erklären, die Schwierigkeit dagegen vom Hebräischen aus ohne weiteres lösbar wird. Bei einem Text von so langer Geschichte und reicher Überlieferung wie der Septuaginta ist zwar nicht damit zu rechnen, daß jeder Zeuge auf die ersten Quellen zurückgegriffen hat, sondern daß die meisten mehr oder weniger einer Vorlage folgten. Wie diese zu bewerten ist, dafür trägt diese den Schlüssel oftmals nicht in sich, während ein Blick ins Hebräische genügt, um den Sinn richtig zu stellen oder wenigstens das Abhängigkeitsverhältnis zu erkennen. Denn auch die LXX-Forschung erschöpft sich nicht in der Aufgabe, den Urtext herzustellen. Darin wurde wohl im Anfang der Zweck gesehen, und das theologische Interesse wird gewiß bis zur Gegenwart davon beherrscht. Indes fallen die Früchte nicht so rasch vom Baum, wie es sich viele exegetische Bücher noch jetzt vorstellen. Die übliche Zitation der LXX übersieht oft, daß LXX keine feste Größe darstellt, sondern wie die Vulgata das Ergebnis eines langen Prozesses ist, den man berücksichtigen muß, um von der Übersetzung einen methodischen Gebrauch machen zu können. Das Gros der Varianten hat lediglich überlieferungsgeschichtlichen Wert. Aber für die Überlieferungsgeschichte sind gerade Korruptelen von der größten Bedeutung. Auf den nächsten Abschreiber kann eine falsche oder schlechte Lesart unter Umständen bestechender wirken als die richtige Textform und von ihm aus unbedenklich weitergegeben werden, so daß die schlimmsten Entstellungen die Folge sein können. Gerade sie sind es aber,

die oft am leichtesten den Gang des Textprozesses rekonstruieren lassen. Gelingt es daher, auch nur an einem Punkte dafür Anhaltspunkte zu gewinnen, so löst sich das bunte Gewirr nebeneinanderliegender und einander kreuzender Lesarten auf, und ein organischer Zusammenhang tritt in die Erscheinung, der erst gestattet, die einzelne Lesart gerecht zu beurteilen.“ Man wird nach solchen Überlegungen des Verf. mit gutem Vorurteil an seine Arbeit herantreten. In der Tat erweist sich diese als äußerst sorgfältig, besonnen und methodisch sauber, und die vom Verf. selbst hervorgehobene anscheinende Umständlichkeit nimmt man gern in Kauf, weil sie gestattet, den Gang der Untersuchungen gerade so mitzugehen, wie ihn der Verf. selbst gegangen ist.

Der erste Teil ist den beiden Chester Beatty-Papyri zur Genesis gewidmet, die die Bezeichnung P. 961 und P. 962 erhalten haben. P. 961 gehört spätestens in die 2. Hälfte des 4. Jh. und enthält Gen. 9—15 und 17—44 mit zahlreichen meist kleinen Lücken; P. 962 dürfte in die 2. Hälfte des 3. Jh. gehören und enthält Gen. 8, 13—9, 1; 24, 13—25, 21; 30, 24—35, 16; 39, 4—40, 13 mit zum Teil größeren Lücken, und 41, 9—46, 33. Beide Papyri setzen unsere Kenntnis der direkten Überlieferung der LXX zusammen mit Pap. Berol. 911 um fast ein Jahrhundert hinauf. Allgeier untersucht nun das Verhältnis der Ch.-B.-Papyrus zur bisher bekannten Überlieferung. Er befragt zunächst das Zeugnis der Minuskeln mit dem Ergebnis eines ganz uneinheitlichen Überlieferungsbildes, an dem besonders die Neutralität gegenüber den großen christlichen Rezensionen auffällt, und unterzieht dann die Sonderlesarten kritischer Betrachtung. Hierbei bestätigt sich die schon von Kenyon erkannte Tatsache, daß der Text relativ am stärksten von A. abweicht, und es zeigt sich ferner, daß P. 961 und P. 962 bei aller Verwandtschaft erheblich auseinandertreten: „fast scheint es, als ob P. 961 die Rezension — nicht den Codex! — A. voraussetzt, während P. 962 größere Reste einer älteren Schicht bewahrt hat.“ Die Untersuchung wendet sich dann den beiden Papyri gemeinsamen Abschnitten zu (wobei einzelne loci critici zu recht interessanten Beobachtungen führen) und greift weiter aus den nicht gemeinsamen Abschnitten drei Einzelstellen als besonderer Aufmerksamkeit wert heraus. Es ergibt sich, daß P. 961 mit ganz sekundären Zügen, die ihn überlieferungsgeschichtlich hinter A. stellen, ein höchst altertümliches Gepräge verbindet und daß P. 962 sehr altes, in einigen Punkten ur-

altes Gut besitzt, das kein anderer Zeuge mehr bewahrt hat. Zwischen beiden waltet das Verhältnis der Abhängigkeit, so zwar, daß beide auf eine gemeinsame ältere Vorlage zurückgehen; an der erhaltenen handschriftlichen LXX-Tradition gemessen, stehen sich beide gegenseitig am nächsten. Da P. 962 aus paläographischen Gründen dem Ende des 3. Jh. zugeteilt wird, dürfte für den Archetypus beider das Jahr 200 als die allgemeine untere Grenze angenommen werden.

Der zweite Teil ist dem Ch.-B.-Papyrus zu Num. und Deut. gewidmet, der das Siglum P. 963 trägt. Die Handschrift hat aus 108 Blättern zu 216 Seiten bestanden; etwa ein Zehntel des Textes ist erhalten. Sie stammt noch aus dem 2. Jh., also aus vorhexaplarischer Zeit, und zwar sind Num. und Deut. von der gleichen Hand geschrieben. Ihr Herausgeber Kenyon schätzt den textkritischen Ertrag nicht hoch ein, wie überhaupt Num. und Deut. wenig textliche Probleme biete. Allgeier geht, um zu einem allseitig begründeten Urteil zu gelangen, von der Untersuchung des allgemeinen Übersetzungscharakters der LXX in Num. und Deut. aus, untersucht dann die Eigenart der LXX-Überlieferung in Cod. A. und B., darnach erst die textgeschichtliche Stellung des Pap. 963 zu ermitteln. Zusammenfassend stellt er fest, daß dieser Papyrus nur ganz wenige neue Varianten bietet, zumeist Schreibfehler, unter der Spreu auch einige echte Körner, aber gar keine Lesarten, die einen gründlich verschiedenen LXX-Text ergeben. Er weist nachdrücklich darauf hin, was es zu bedeuten hat, wenn eine Handschrift von zweifellos vorhexaplarischem Ursprung sich so wenig von den Texten unterscheidet, die als wahrscheinlich oder sicher von Origenes, Lukian oder Hesych gelten: einmal zeugt das für die Treue der Überlieferung, in der auch P. 963 keine Spur tendenziöser Korruption erkennen lassen, dann aber auch für das hohe Alter der Textgestalten, die durch A. und die übrigen Majuskeln neben B. vertreten werden; viel Gut, das bisher dem 5. oder 6. Jh. zugeschrieben worden ist, erweist sich als schon dem 3. Jh. bekannt, und andererseits bestätigt sich die schon anderwärts gewonnene Einsicht, daß auch B. dem Schicksal literarischer Niederschriften nicht entgangen ist. Zu der Frage, inwieweit der Ch.-B.-Papyrus 963 „den Ariadnephaden durch das Labyrinth der LXX-Zeugen“ zu bringen vermöge, äußert sich Allgeier in sehr vorsichtigen, m. E. auch grundsätzlich beachtenswerten Ausführungen. Wenn man die Varianten, die Berührungen und Abweichungen von B. und A. gegenüber dem P. nicht nur zählt, sondern wägt und in die Per-

spektive der verschiedenen für die Bewertung wichtigen Gesichtspunkte rückt, so zeigt sich nicht nur, daß die Verwandtschaft von P. mit B. bei weitem überwiegt, sondern die genaue Prüfung jeder einzelnen Lesart ergibt auch, daß sich B. und A. innerlich viel näher stehen als es nach der Statistik zunächst erscheint. Die Varianten weisen nicht auf eine verschiedene hebräische Textgrundlage, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß nicht nur A., sondern auch B. einen längeren innergriechischen Prozeß voraussetzt, in dem anfänglich sklavische oder doch als fremdartig empfundene Übersetzungsweisen, seien es einzelne Wörter oder ganze Konstruktionen, später dem griechischen Sprachgeist besser anzugleichen erstrebt wurde. Damit wird organisch begreiflich, warum die ursprünglichere Lesart bald bei B. bald bei A. anzutreffen ist. Jenes Verfahren setzt eine so bemerkenswerte innere Freiheit des Rezensenten bzw. Schreibers gegenüber der Vorlage voraus, daß man die Verzweigung mit Wahrscheinlichkeit schon in die vorchristliche Zeit verlegen wird. „Wenn diese Auffassung von der ältesten Periode der Textgeschichte richtig ist, so bedeutet allerdings die Übereinstimmung mit B. nicht von vornherein und in allen Fällen ein Präjudiz des höheren Alters. Auf der anderen Seite darf auch die häufigere Verbreitung von A.-Lesarten nicht ohne weiteres als spätes Symptom gelten. Dieses Urteil, das sich aus inneren Gründen nahe legte, wird jetzt durch die Ch.-B.-Texte, welche um ein Jahrhundert älter sind als B., für Gen., Num. und Deut. auch äußerlich bestätigt.“ Um freilich den Umfang aufzuhellen, den die handschriftliche Verzweigung schon vor B. erreicht hat, bedarf es, womit Allgeier am Schluß auf eine weitere an die Ch.-B.-Papyri anschließende Forschungsaufgabe hinweist, einer viel breiter fundierten Einzeluntersuchung der mit P. 963 auffallend eng verbundenen Zeugen, zunächst von M, N und O, sodann von n und a₂; vielleicht schenkt sie uns Allgeier selbst?

Birkeland, Harris: Zum hebräischen Traditions-wesen. Die Komposition der prophetischen Bücher des Alten Testaments. Oslo: Jacob Dybwad in Komm. 1938. (96 S.) gr. 8° = Avhandlingar utgitt av Det Norske Videnskaps-Akademi i Oslo, II. Histor.-Filos. Klasse. 1938. No. 1. Kr. 6 —. Bespr. von W. Baumgartner, Basel.

Im Anschluß an Gedanken seines Lehrers H. S. Nyberg über die Bedeutung der mündlichen Überlieferung im orientalischen Traditions-wesen — vgl. seine „Studien zum Hoseabuch“ (1935), seinen Aufsatz über das textkritische Problem des AT. (ZAW 52, 241ff.) und sein eben erschienen Buch „Die Reli-

gionen des alten Iran“ (MVAeG 43) S. 8f. — und vom Beispiel der arabischen Literatur, speziell des Qur'ān ausgehend (S. 7ff.), entwickelt der durch verschiedene Arbeiten zu den Psalmen bekannte Verf. auf S. 13—25 eine neue Theorie über die Entstehung der Prophetenbücher des AT.: aus langer mündlicher Überlieferung bestimmter Kreise erwachsen, wobei sich in verschiedenen Etappen größere Komplexe von Prophetenworten gebildet haben, sind diese schließlich im wesentlichen bereits im jetzigen Zustande, mitsamt ihren Glossen und ihren Textfehlern, schriftlich fixiert worden. Sie sind also nicht von den Propheten „verfaßt“, sind überhaupt nicht „Literatur“ im modernen Sinn, und bei der Erforschung ihrer Komposition sind die bisher maßgebenden Begriffe: „Notizen, größere literarische Produkte, Schreiber am Schreibtisch“ durch die passenderen: „Tradition, Komplexe, Kreise“ zu ersetzen (S. 22f.). Entsprechend dieser Theorie, die grundsätzlich auch für das übrige AT. gelten soll (S. 25), wird dann auf S. 26—94 die Entstehung der einzelnen Prophetenbücher untersucht. Das Amosbuch z. B. ist von den Redaktoren aus vier Komplexen (c. 1f.; 3, 1—5, 6; 5, 7—7, 14 und den fünf Visionsberichten einschließlich 9, 7) zusammengestellt und mit 9, 8—15 abgeschlossen (S. 67f.).

Diese neue Fragestellung verlangt ernstliche Beachtung. Vieles leuchtet ohne weiteres ein: daß es sich nicht um „Bücher“ im modernen Sinne, sondern um lose, nach Stichworten und allerhand Assoziationen entstandene Sammlungen handelt (S. 16f.), die aus dem Kreis der Anhänger und Schüler des Propheten stammen (S. 18f.), daß viele Worte verlorengegangen sind und uns nur ein Ausschnitt erhalten ist, in den öfter auch Worte anderer Propheten hineingeraten sind (S. 15f.), daß Textkritik und literarkritische, speziell Echtheitsfrage scharf auseinanderzuhalten sind (S. 20). Manches, wie die Erkenntnis vom Sammelcharakter der Prophetenbücher, ist ja auch nicht so ganz neu; die Konsequenzen davon sind freilich oft noch zu wenig gezogen. Nur habe wenigstens ich mir diesen Sammelprozeß immer in Zusammenhang mit der Niederschrift gedacht. Andererseits ist auch die Bedeutung der mündlichen Traditionsgrundlage für die alttestamentliche Literatur schon von Gunkel erkannt — das sagt B. selber S. 13 — und seitdem auch von anderen, z. B. von Lods und Causse, betont worden; Hempel hat gar einmal den Übergang zur schriftlichen Fixierung als eines der Kernprobleme der alttestamentlichen Literatur bezeichnet. Als das wirklich Neue und Revolutionäre an B.s These ergibt sich damit, daß

er diesen Sammelprozeß sich ganz im Bereich der mündlichen Überlieferung abspielen und die Niederschrift erst die im wesentlichen abgeschlossene Sammlung treffen läßt.

Aber eben da setzen die Zweifel ein. Wie das für die babylonisch-assyrische, hetitische, ägyptische Literatur paßt, mögen die betreffenden Fachleute entscheiden. Hier soll nur vom AT. die Rede sein. Nyberg (Rel. Irans S. 8f.) erwähnt, daß im Awesta die Schreibkunst nie erwähnt und nur von Rezitation der Gathas die Rede: wie oft aber ist im AT. von Schreiben, Schriftrolle, Vorlesen die Rede! Auch das Beispiel der Entstehung des Qur'ān meinte ich bisher im anderen Sinne verwenden zu dürfen; denn gerade da geht ja erwiesenermaßen die Niederschrift einzelner Offenbarungen noch zu Mohammeds Zeiten und auf seine Veranlassung voran, wie B. selber zugibt (S. 7). Und dem entspricht doch im AT., was bei Jesaja und Habakuk von Aufzeichnung einzelner Worte berichtet wird, und daß Jeremia einmal bei besonderem Anlaß eine Anzahl früher gesprochener Worte zusammen niederschreiben läßt; daß jene beiden Kultpropheten waren (B. S. 14), wenn sie es wirklich waren, und daß Jeremia nicht selber schreibt, sondern einem anderen diktiert, scheint mir an der Bedeutung dieser Tatsachen nichts zu ändern. Weiter wissen wir dank Lindblom darüber Bescheid, wie die „Revelationen“ der mittelalterlichen Mystiker gesammelt und niedergeschrieben wurden: eine längere mündliche Überlieferung schiebt sich nicht dazwischen; bloß deswegen, weil es Abendland und nicht Morgendland ist?

Aber B. stellt ja selber die frühere Niederschrift einzelner Worte gar nicht in Abrede (S. 20, 32); nur sei sie eben nicht die Regel und von der daneben weiterlaufenden und viel wichtigeren mündlichen Überlieferung korrigiert worden. Das mag sein; aber immerhin hat dann die schriftliche Fixierung hier doch schon Ansatzpunkte gehabt. Und sie scheinen auch nicht ganz bedeutungslos geblieben sein, wenn B. selber jene „Urrolle“ an der Entstehung des Jeremiabuches beteiligt sein läßt (S. 44). Warum dann dieses schroffe Entweder-Oder, wo eine Anerkennung beider Möglichkeiten dem Tatbestand besser entsprechen dürfte? Und dies um so mehr, als das, was B. zugunsten seiner Theorie anführt (die Unordnung, das Vorkommen von Dubletten usw.) sich genau so gut mit der anderen Erklärung verträgt; der Sammelprozeß ist ja auch im Grunde beidemal der gleiche, nur eben im einen Fall mündlich, im andern in Zusammenhang mit der Aufzeichnung. Auch die öftere Erscheinung, daß ein Komplex durch einen an-

deren zerrissen ist, ist hier so unlogisch und „irrational“ wie dort. Die Entscheidung, ob es im einzelnen Fall so oder so gegangen, dürfte darum schwer zu treffen sein.

Das ist es, was m. E. gegen B. eingewendet werden muß, auch wenn man im übrigen hinsichtlich der Bedeutung mündlicher Überlieferung gern von ihm und Nyberg lernt. Im einzelnen sei noch bemerkt, daß die Reihenfolge Unheil-Heil, bzw. die Stellung der Heilsworte ans Ende der Sammlungen nicht in jedem Fall in Befolgung eines festen „dogmatischen Schemas“ (S. 14f.) erfolgt sein muß; sie entspricht schon einem elementaren Ordnungsprinzip. Auch jene Auswahl der erhaltenen Werte wird nicht immer den Sieg des Stärkeren und Besseren bedeuten (S. 15f.), sondern der Zufall, d. h. von uns nicht mehr aufzuhellende Imponderabilien, dürfte da, wie wiederum jenes Beispiel der Revelationsliteratur lehrt, oft mitgespielt haben; sollten denn des Jesaja Worte zu Geburt und Namensgebung des Sche'ar-jaschub oder zum Fall Samarias, die man doch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen darf, so minderwertig oder belanglos gewesen sein? Umgekehrt sind interessanterweise ja auch Prophezeiungen erhalten geblieben, denen die Erfüllung versagt war (Am 7, 11, Hos 1, 4, Jer 43, 10ff. usw.).

Schauß, Hayyim: The Jewish Festivals from their Beginnings to our own Day. Translated by Samuel Jaffe. Cincinnati: Union of American Hebrew Congregations 1938. (XIV, 320 S., 22 Abb. auf Taf.) gr. 8°. \$ 2.50. Bespr. von W. Windfuhr, Hamburg.

Das Buch enthält eine erweiterte Übersetzung des 1933 vom Verfasser in jiddischer Sprache veröffentlichten Werkes „Dos Yom tof Buch“. Schon das ursprüngliche Jiddisch läßt erkennen, daß der mit dem Buche verfolgte Zweck volkstümlich-praktischer Art ist. Er liegt, ohne daß es ausdrücklich gesagt wird, in der Vertiefung der Erkenntnis alles dessen, was mit dem jüdischen Jahresfestzyklus einschließlich des Sabbat zusammenhängt, und in einer daraus zu erhoffenden stärkeren Teilnahme am religiösen Leben. Diese lehrhafte Tendenz zeigt sich besonders bei den am Schlusse folgenden Fragen. Sie laufen den einzelnen Abschnitten parallel und ihre Beantwortung nach der Lektüre eines jeden Abschnittes soll dem Leser zu einer gründlicheren Aneignung des Buchinhaltes verhelfen. Allein die Art, wie der Verfasser sich dieser seiner Hauptaufgabe entledigt, indem er der Entwicklung der einzelnen Feste nachgeht und die Art ihrer Feier in der alten, der talmudischen und der neueren Zeit schildert, macht das Buch über den praktisch-religiösen

Zweck hinaus durchaus auch für wissenschaftliche Kreise beachtlich. Auf dem Boden einer maßvoll kritischen Einstellung zu den von ihm behandelten Fragen findet er eine glückliche Verbindung von Volkstümlichkeit und Wissenschaftlichkeit. Was von ihm die geschichtliche Entwicklung betreffend gesagt wird, insbesondere über die Verschmelzung des nomadischen Pesah-Opferfestes mit dem bäuerlichen Maṣṣôṭ-fest sowie über das geschichtliche Verhältnis von Rôsch ha-schana, Jôm kippur und Sukkôt, entspricht dem, was heute als gesichert angesehen werden darf. Auf einzelne offene Fragen weisen dabei die Anmerkungen hin, die auch den zwar keineswegs vollständigen, aber zunächst zur Weiterarbeit anreizenden literarischen Quellen nachweis enthalten. Die Fernhaltung des gelehrten Kleinkrams aus dem Text gibt die Möglichkeit, diesen um so lebendiger und anschaulicher zu gestalten, was bei der Darstellung der Festfeiern in der talmudischen Periode und ganz besonders bei der Schilderung der litauischen Jugendeindrücke des Verfassers gut gelungen ist. Gerade die schriftliche Fixierung dieser letzteren ist in Rücksicht auf die heute mehr und mehr versinkende jüdische Welt des Ostens von erheblichem Wert. Neben der inneren und äußeren Mannigfaltigkeit des osteuropäischen Brauchtums nehmen sich die geringen Reste, die davon im modernen Nordamerika noch übriggeblieben sind, bedrückend dürrig aus. Die Probleme, die sich aus der Loslösung der religiösen Gedankenwelt von einem massiven Fundament und aus ihrer steigenden Verflüchtigung ergeben, teilt das Judentum weithin mit dem Protestantismus unserer Tage.

Im einzelnen verbesserungsbedürftig ist unbedingt die auf S. 134 oben zutage tretende Vorstellung, als könnte man Hebron von Jerusalem aus sehen. Diese Vorstellung liegt keineswegs bei der Mischna Joma III 1 überlieferten Frage des Mattja ben Schemuel vor. In ihr ist nur von einem Hellwerden des Himmels bis in die Südrichtung von Hebron die Rede.

Neunzehn ganzseitige Bildtafeln mit der Wiedergabe zum Teil sehr schöner jüdischer Kultgeräte schmücken den Band.

Fridrichsen, A., Linton, O., Nyberg, H. S., und G. Rudberg: *Coniectanea Neotestamentica II*. Leipzig: Alfred Lorentz 1936. (48 S.) gr. 8° = Arbeiten u. Mitteilungen aus dem Neutestamentlichen Seminar zu Uppsala, hrsg. v. A. Fridrichsen. IV. Bespr. von R. Bultmann, Marburg.

A. Fridrichsen sucht den Sinn des singulären ἀπαρνεῖσθαι ἐαυτόν Mark. 8, 34 in überzeugender Weise genauer zu bestimmen. Die Wendung meint nicht eine allgemeine geistige (religiöse oder ethische) Haltung, sondern ein

konkretes praktisches Verhalten, nämlich die Preisgabe des Lebens, der ganzen Existenz. Wahrscheinlich ist die Wendung der griechische Ersatz für den Aramaismus μισεῖν τὴν ψυχὴν ἐαυτοῦ. Der Sinn ergibt sich aus dem griechischen Sprachgebrauch von ἀπαρνεῖσθαι, das immer ein praktisches Verhalten bezeichnet: etwas (jemanden) preisgeben, mit ihm brechen, ihm den Rücken kehren.

In einer sehr anregenden Studie bemüht sich O. Linton, die im Philipperbrief des Paulus vorausgesetzte historische Situation deutlich zu machen, und zwar nicht die spezielle geographische und chronologische Situation, sondern die geistige Situation in der Geschichte des Urchristentums. Die für Paulus in seinem Prozeß entscheidende Frage sei die gewesen, ob er als Christ oder als Verbrecher verurteilt werden würde. Während gewisse christliche Kreise (nämlich die Phil. 1, 13ff. genannten Gegner) allen Wert darauf legen, daß in diesem Prozeß zwischen der Person des Paulus und der Sache des Evangeliums unterschieden wird, während sie deshalb bereit sind, die Person des Paulus preiszugeben, um die Sache des Evangeliums zu retten, kommt für Paulus und die Mehrzahl der Christen alles darauf an, daß seine persönliche Sache mit der des Evangeliums identifiziert wird, daß er mit dem Evangelium steht und fällt, daß durch sein Schicksal Christus in der Öffentlichkeit verherrlicht wird. Diese Interpretation erfaßt die innere Haltung des Paulus zweifellos richtig; nur sollte man wohl betonen, daß der Grund für Paulus, seine Sache mit der des Evangeliums zu identifizieren, in seiner Auffassung vom apostolischen Amt gelegen ist. Eine genauere Analyse des apostolischen Bewußtseins des Paulus würde die Ausführungen des Verf. teils bestätigen, teils vertiefen können, teils aber auch abgrenzen. Der 2. Korintherbrief ist ja ein deutliches Zeugnis dafür, wie Paulus bald seine Person (als die des Apostels) und seine Sache identifizieren, bald aber auch streng unterscheiden kann. Hat der Verf. an der Hand des Philipperbriefs eine für die Geschichte des Urchristentums entscheidende Frage deutlich gemacht, so ist es freilich zweifelhaft, wieweit diese Frage gerade beim Prozeß des Paulus in sein und seiner Zeitgenossen Bewußtsein getreten ist, und vor allem, ob man von da aus die Phil. 1 genannten Gegner verstehen darf.

H. S. Nyberg zeigt, daß in Matth. 12, 44 das καὶ ἔλθὼν εὐρίσκει den Sinn eines Bedingungssatzes hat: „Wenn der böse Geist bei seinem Wiederkommen das Haus für seine erneute Einkehr bereit findet.“ Eine Fülle von Parallelen für diese Stilform (Parataxe

statt Bedingungssatz) aus dem Griechischen, dem Indogermanischen überhaupt und aus dem Semitischen muß diese Auffassung bestätigen. Auch das Neue Testament selbst (Paulus und die Evangelien) enthält Beispiele.

G. Rudberg weist auf Parallelen hin zwischen gnomischen Worten des Neuen Testaments und der Diogenesliteratur, ohne natürlich den sachlichen Unterschied zwischen beiden zu verkennen. Für eine Untersuchung unliterarischer Denk- und Redeweise, die in größerem Zusammenhang geführt werden müßte, ist damit einiges lehrreiche Material bereitgestellt.

Der Herausgeber gibt in seinen Nachträgen einige Ergänzungen zu seinem eigenen Aufsatz und zu den Beiträgen von Nyberg und Rudberg; dazu noch einige Beobachtungen zur Sprache des Neuen Testaments.

Semitistik, Islamistik.

[Widmer, Dr. G.]: *Emir Šakib Arslān*. Autorisierte Übersetzungen mit einer Einl. über den Schriftsteller und dessen Bildnis. Berlin: Deutsche Gesellschaft für Islamkunde 1937, im Buchhandel durch A. Collignon. (93 S.) gr. 8° = Übertragungen aus der neuarabischen Literatur, III, Sonderdruck aus *Die Welt des Islams*, Bd. 19. RM 6 —. Angez. von R. Paret, Heidelberg.

Der Emir Šekīb Arslān ist einer der bekanntesten Politiker in der heutigen arabischen Welt, zugleich aber auch ein Mann der Wissenschaft. Es war ein glücklicher Gedanke Widmers, das dritte Heft seiner „Übertragungen aus der neuarabischen Literatur“ (zu den beiden ersten Heften siehe OLZ 1933, 754 und 1936, 317f.) diesem wirklich repräsentativen Vertreter der arabischen Moderne zu widmen.

In der Einleitung (S. 2—12) hat W. die wichtigsten Daten über das Leben und die literarische Tätigkeit Š. Arslāns zusammengestellt. Anschließend folgen zwei größere Aufsätze in wörtlicher Übersetzung. I. „Der Aufstieg des Orients in der Gegenwart. Was davon am meisten auffällt und am längsten bleibt“ (S. 13—31, erschienen in der Zeitschrift *al-Muqtaṭaf*, Januar und Februar 1927). II. „Über die Echtheit der vorislamischen Poesie“ (S. 32—93, erschienen als Vorwort zu *Gamrāwīs An-Naqd at-tahlili li-kitāb fi'l-adab al-ġāhili*, Kairo 1929).

Der erste Aufsatz handelt von dem Aufschwung, den der arabische Orient im Lauf der letzten fünfzig Jahre (seit Bestehen des *Muqtaṭaf*) in kultureller, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht erlebt hat. Wer mit der neueren Geschichte des vorderen Orients an sich schon etwas vertraut ist, wird darin nicht

viel neues Material finden. Aber gerade für den Kenner dürfte es doch von einigem Interesse sein zu sehen, wie sich die arabische *nahḍa* in den Augen eines gebildeten und weitgereisten Orientalen widerspiegelt.

Der zweite Aufsatz gilt einem Thema, das vor zehn, zwölf Jahren zu den aktuellsten Tagesgesprächen der arabischen Öffentlichkeit gehörte. Šekīb Arslān polemisiert hier gegen das überkritische Buch *Fi'š-šī'r al-ġāhili* (2. Auflage: *Fi'l-adab al-ġāhili*) von Ṭāhā Ḥusain. In der Sache hat er zweifellos recht. Heutzutage wird niemand mehr im Ernst die These von der Unechtheit der vorislamischen Poesie verfechten wollen. Aber in der Beweisführung seiner Polemik geht er manchmal etwas zu weit und läuft so Gefahr, das Kind mit dem Bad auszuschütten. Den europäischen Leser wird hier ganz besonders Š. Arslāns Urteil über gewisse Vertreter der Orientalistik interessieren. Der orientalische Gelehrte unterschätzt aus einem verständlichen, aber gerade bei einem Wissenschaftler doch nicht ganz entschuldbaren Ressentiment heraus die Leistungen der kritischen Methode abendländischer Forschung. Äußerungen wie die auf S. 46 über Lammens und (Martin) Hartmann hätte er besser nicht schriftlich niedergelegt.

Die Übersetzung scheint durchweg zuverlässig zu sein, wenngleich nicht immer frei von sprachlichen Härten. S. 63 würde es statt „philosophische Werke Griechenlands, Persiens, Indiens und anderer Völker“ besser heißen „philosophische Werke der Griechen, der Perser, der Inder und anderer Völker“. Auf S. 61 hat sich ein komischer Druckfehler eingeschlichen. Die arabisch-islamischen Traditionen haben ein *s* zu viel abbekommen und sind so zu „Traditionsariern“ geworden.

Rabbath, Dr. Edmond: *Unité Syrienne et Devenir Arabe*. Paris: Marcel Rivière et Cie 1937. (411 S.) 8°. Fr. 20 —. Bespr. von W. Björkman, Finkenkrug bei Berlin.

Der Verf. ist seit seinen Büchern *Les États-Unis de Syrie* (1926) und *L'Évolution politique de la Syrie sous Mandat* (1928) kein Unbekannter mehr. Sein neuestes Buch vertritt die Anschauung, daß mit dem französisch-syrischen Vertrag vom 9. September 1936 und dem Libanonvertrag vom 13. November 1936 die unglückselige Episode des Mandats mit all ihren Irrungen und Wirrungen abgeschlossen sei. Frankreich habe endlich eingesehen, daß Syrien ein schlechtes Geschäft gewesen sei, es habe sich wieder auf Afrika besonnen, und für Syrien beginne nun eine neue Epoche, die durch eine wirkliche Freundschaft Frankreichs für die Syrer und überhaupt alle Araber gekennzeichnet sei. Die eigentliche Gefahr für Frankreichs künftige Arbeit in Syrien

bilde nicht etwa der Aufstieg der Araber, sondern vielmehr der Versuch, ihn zu hemmen, denn der Vormarsch nationalen Strebens sei nun einmal nicht aufzuhalten.

Im einzelnen gibt der Verf. zunächst in der Einleitung einen brauchbaren Überblick über die Grenzen Syriens und die verschiedenen Staatengebilde und Verträge seit dem Kriege. Der Staat ist das Mandat, lautet eine bittere Feststellung. Das erste Kapitel trägt als Motto das Hitlerwort „Gleiches Blut gehört in ein gemeinsames Reich“ und handelt von der arabischen Nation überhaupt und in Syrien, wobei ganz moderne Gesichtspunkte wie Rasse, Blut und Boden u. a. berücksichtigt sind. Eine eigentliche arabische Rasse gebe es gar nicht, die Semiten seien im Grunde gleich den Arabern und Frankreich selbst sei ein Beispiel für ein besonders leistungsfähiges Mischvolk. Die Existenz einer besonderen syrischen oder iraqischen Literatur wird bestritten. Die Türken kommen natürlich nicht gut weg, aber die Freiheit des Handels in der arabischen Türkei vor dem Kriege habe doch ihre großen Vorteile gegenüber den jetzt überall hemmenden Zollschranken gehabt. Etwas auffällig ist die Feststellung, Syrien sei ja eigentlich nie selbständig, sondern immer mit den Nachbarländern vereint gewesen. Von der Urbevölkerung Syriens stehe so viel fest, daß sie semitisch gewesen sei, also arabisch. Auf alle Fälle waren lange vor dem Islam starke arabische Volksteile im Lande. Araber sind auch die Drusen, arabisch vermischt die Maroniten, und die Minderheiten bilden kein Hindernis für die Einheit Syriens. Im Grunde seien überhaupt alle Syrer Araber, nur zu verschiedenen Zeiten ins Land gekommen, und somit sei Syrien überhaupt nicht zersplittert, sondern einheitlich. Es war also kein Zufall, daß die arabischen nationalen Bestrebungen zuerst gerade von Syrien ausgingen, und aus ihrer Frühzeit vor 1900 werden hierzu einige interessante Einzelheiten mitgeteilt. Die Aufteilung der Araber nach dem Weltkriege will der Verf. ebenso streng verurteilt wissen wie die Teilung Polens.

In ähnlicher Weise wird im zweiten Kapitel die Selbständigkeit des Libanon behandelt, und im dritten die autonomen Gebiete. Hier natürlich besonders die Frage des Sandschaks Alexandrette-Hatay, ganz im syrischen Sinne, während Deutschland angeblich für die türkische These sein soll. Im Grunde bedrohten die Türken nicht nur den Sandschak, sondern auch Aleppo und ganz Syrien. Im vierten Kapitel über die arabischen Vereinigten Staaten der Zukunft werden die Gefahren der Isolierung Syriens stark unterstrichen, besonders

in wirtschaftlicher Beziehung. Dabei werden die wirtschaftlichen Reformvorschläge De Martels begrüßt und eine Art Zollverein empfohlen. Im fünften Kapitel wird dann die Politik der Großmächte England und Frankreich im vorderen Orient besprochen, weiter wird Italiens Politik besonders geschickt gefunden, während unter den sekundären Einflüssen Deutschland, Rußland, der Vatikan und die Freimaurer ziemlich kurz wegkommen.

Jones, John Morgan: *La Fin du Mandat Français en Syrie et au Liban*. Paris: A. Pedone 1938. (II, 151 S.) gr. 8°. Bespr. von R. Hartmann, Berlin.

Das Buch ist in mancher Hinsicht höchst lehrreich. Darum ist zu wünschen, daß es viele Leser findet. Freilich scheint mir zweifelhaft, ob man sich ohne vorherige Kenntnis der syrischen Frage daraus wirkliche Klarheit darüber holen kann.

Die Schrift erscheint wesentlich als eine Rechtfertigung der französischen Mandatspolitik, die endlich zum Abschluß der — nicht ratifizierten — Verträge von 1936 führte. Eine Rechtfertigung setzt eine gewisse Kritik voraus. S. 83 läßt wohl erkennen — und die ganze Haltung des Buches stimmt wohl dazu —, daß es sich gegen eine Kritik von nationalistischer französischer Seite wendet, die in der Ersetzung des Mandates durch einen Vertrag ein Zurückweichen der Mandatsmacht zu sehen geneigt ist. Das Buch läßt die großen Schwierigkeiten erkennen, denen Frankreich auf seinem Wege in Syrien begegnete, und bemüht sich um den Nachweis, daß es „fidèle jusqu'au bout à son rôle de Puissance mandataire“ war, und daß es — mit Einschluß des Streites um den Sandschak von Alexandrette — gar nicht anders handeln konnte, als es gehandelt hat. Es sucht zu zeigen, daß ihm sein Verhalten durch das Mandat selbst genau vorgeschrieben war. So wie der Verf. sich sein Ziel gesteckt hat, hat er es wohl auch — streng juristisch angesehen — erreicht.

Wenn das Buch trotzdem das Verständnis der syrischen Frage kaum klar erschließt, so liegt das an dem Ausgangspunkt, der gewählt ist. Das Buch nimmt als eigentlichen Ausgangspunkt das Mandat. Die Schwierigkeiten, die sich ergeben haben, sind nun vor allem durch die Tatsache des Mandates an sich und durch die Formulierung, die doch zweifellos im wesentlichen auf französischen Einfluß zurückgehen, begründet. So vermag das Buch dem Standpunkt der syrischen Araber nicht gerecht zu werden. Wohl schildert ein einleitendes Kapitel „la politique française au Levant jusqu'en

1922“ (S. 7—23) seit der Zeit Karls des Großen, das genau genommen eher ein Bild der herkömmlichen französischen Vorstellungen von den französisch-syrischen Beziehungen zeichnet. Von der arabischen nationalen Bewegung erfährt man zunächst eigentlich nur in dem Zusammenhang mit den Widerständen, auf die Frankreich nach dem Krieg, wie Vf. meint, von seiten der amerikanischen Beobachter, die sich die Verbreitung des Protestantismus und Zionismus zur Aufgabe machten, englischer Kolonialmänner und Imperialisten, die mit Hilfe der „idée arabe“ Ziele eines englisch-ägyptischen Imperialismus verfolgten, und „Arabern und Beduinen“, die aus islamischer Empfindlichkeit und Fremdenhaß Gegner der lateinischen Zivilisation waren, gestoßen sei (S. 22). Wenn S. 29 als „organisations de désordre“, die die Erhebung von 1925 unterstützten, genannt werden „Parti du peuple de Syrie, l'Avenir de l'Islam de Konia, Comité interislamique de Berlin, III^e Internationale de Moscou“, so weiß ich allerdings nicht, was das Comité interislamique de Berlin war; die Begünstiger der syrischen Erhebung scheinen mir aber unnötig fern gesucht.

Der Formalismus der Auffassung geht so weit, daß die Beibehaltung der Grenzen des Groß-Libanon in den Verträgen von 1936 begründet wird mit Art. 4 der Mandatsakte, der die Mandatsmacht verpflichtet, die Mandatsländer vor jedem Gebietsverlust zu schützen, während ja doch die umstrittenen Gebiete erst durch Frankreich willkürlich zum Libanon geschlagen waren (S. 144ff.). Die starken Minoritäten, deren Einverleibung in den syrischen Staat so große Sorgen machte und macht, sind nach dem Weltkrieg erst — zwar nicht neu geschaffen, doch — in ihrem Sonderbewußtseins mit allen Mitteln gestärkt worden. Daß der Übergang zur Selbständigkeit mit Problemen und Gefahren belastet ist, wird man zugeben; auch daß das Verhalten der Mandatsmacht weitgehend formal-juristisch begründet war, soll nicht bestritten werden. Aber politisch gesehen, kann man die Geschichte des heutigen Syrien eben nicht mit dem Jahr 1922 beginnen; der Grund dafür, daß die — gewiß schon vorhandenen — Probleme eine so gefährliche Form annahmen, liegt größtenteils in den Maßnahmen, die die Mandatsmacht besonders 1920 traf.

Es ist durchaus richtig, daß, wie der Verf. stark hervorhebt, England im Iraq eine ganz anders geartete Politik trieb; es mag sein, daß es sich weniger um die einzelnen Mandatsbestimmungen kümmerte; es mag auch stimmen — das steht hier nicht zur Debatte —, daß

der englisch-irاقische Vertrag von 1930 „est en somme le couronnement d'une politique . . . qui consiste à user de l'indépendance de l'Iraq pour la débarrasser et, en même temps débarrasser la politique britannique de toutes les entraves internationales résultant du mandat, tout en pliant cette indépendance au maintien des servitudes essentielles aux intérêts de l'Empire“ (S. 60). Ob dieses Urteil in einem Buche, das deutlich zu machen sucht, wie ernst Frankreich es — im Unterschied von England — mit den im Mandat übernommenen Pflichten genommen habe, zweckdienlich ist, wenn doch gleichzeitig betont wird, daß der französisch-syrische Vertrag sich möglichst eng dem Vorbild des britisch-irاقischen folge (S. 98ff.), sei dahingestellt.

Was das Buch zu einer Lektüre macht, die sehr ernste Gedanken auslöst, ist das gänzliche Fehlen des Verständnisses für den arabischen Nationalismus. Nun ist der Zweck des Buches gewiß nicht, das syrische Problem in allen seinen Tiefen zu zeichnen, sondern der engere, darzutun, wie Frankreich das Mandat ausübte und zu Ende zu führen gewillt war, und zwar besonders vom rechtlichen Gesichtspunkt aus. Aber die politischen Tatsachen, deren rechtliche Form das Mandat ist, lassen sich nicht auf den juristischen Standpunkt beschränken. Es ist durchaus anzunehmen, daß der Verf. ehrlich bemüht ist, den berechtigten Wünschen der Araber Syriens gerecht zu werden. Aber was sind „berechtigte“ Wünsche? Die Mandatsakte mag eine völkerrechtlich einwandfreie Grundlage sein; die arabischen Nationalisten werden sie aber als Grenzmarke der Berechtigung ihrer Wünsche kaum anzuerkennen vermögen.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Hinz, Walther: *Iran. Politik und Kultur von Kyros bis Rezâ Schah*. Leipzig: Bibliographisches Institut [1938]. (139 S., 32 Abb. auf Taf.) 8° = Meyers Kleine Handbücher 11. geb. RM 2.60. Bespr. von H. G. Christensen, Dortmund.

Auf 138 Seiten die Geschichte Persiens von den Anfängen bis zur Gegenwart — diese Aufgabe ist in dem vorliegenden Buch als glänzend gelöst zu betrachten. Man könnte meinen, der Raum würde gerade reichen, um die aller- notwendigsten sachlichen Tatsachen in zeitlicher Abfolge annalenmäßig aufzuführen: wer unter dieser Voraussetzung das Buch in die Hand nimmt, wird schon nach wenigen Seiten angenehm enttäuscht sein, um das fast romanhaft anmutende Buch bis zur letzten Seite nicht aus der Hand zu legen. Doch keine Sorge: das schmale Buch ist kein Roman, es gibt nur

eine bei der gebotenen Kürze sachliche und doch infolge der Auswahl und Darbietung geistvolle Schilderung der Schicksale eines Reiches, dessen Gründer das eigentliche Volk der 'Arier' waren, von denen die gesamte arische Rasse schließlich ihren Namen erhalten hat. Das Thema des Buches: „Die Äußerungen des iranischen Nationalgeistes in Geschichte und Kultur seit der Zeit der Achämeniden bis auf die Gegenwart.“

Ein landeskundlicher Überblick führt in das Buch ein, woran sich die Frühgeschichte bis zu Kyros II. dem Großen anschließt. Wenn auch vielleicht noch nicht Arier, so waren doch sicherlich Indogermanen Jahrhunderte vor 836, wo sie zum erstenmal von dem Babylonierkönig Salmanassar II. erwähnt werden, in Iran sesshaft. Das braucht nicht nur zwischen den Zeilen zu stehen, sondern hätte auch direkt gesagt sein können. Ich möchte hier gleich anfügen: mancher wird sagen, daß der Rassegedanke erfreulich selten anklingt. Und doch lebt und webt die iranische Geschichte fast nur von der Rasse her, ist sie die sich auswirkende arische Rassenseele, und die Versuche, das iranische Ariertum durch arabischen Geist und islamische Religion und auch sonst etwa zu überfremden und umzufiltrieren, sind, wie der Verf. ja auch zeigt, als Mißlungen anzusehen. Was in den 3000 Jahren iranische Geschichte „gestaltet“ hat, ist reines Ariertum, das seit dem 7. nachchristlichen Jahrhundert nur ein islamisches Gewand übergeworfen bekam.

Der iranischen Geschichte bis zu den Seleukiden und Parthern sind die ersten 36 Seiten vorbehalten, der unter den Sassaniden bis Seite 55, der seit der arabischen Eroberung bis zum Weltkrieg die Seiten 56—112 und der Zeit der nationalen Wiedergeburt (= der Vertreibung der türkrassischen Qadscharenherrscher, der Unabhängigkeit von England und Rußland, m. a. W. der Wahrung der nationalen Eigenständigkeit unter einem Schah iranischen Geblüts) Seite 113—136, die jüngste Vergangenheit mit besonderer Ausführlichkeit, wofür dem Verf. besonderer Dank gebührt, da man sich anderweitig darüber nicht leicht unterrichten kann. Eine Herrschertafel und Literaturangaben beschließen den Text. Dann folgen auf 16 Seiten 32 eindrucksvolle Photographien von (2) Landschaftsbildern und Baudenkmälern der ältesten Zeit bis zur Gegenwart, die man gern um das Doppelte oder Dreifache vermehrt sähe. Aber ihr eigentlicher Ort wie auch der für kunsthistorische Erläuterungen ist natürlich eine iranische Kunstgeschichte, und sie hätten den Rahmen des Buches gesprengt.

Die Darstellungen der Lehre Manis und besonders Zarathustras bleiben zu sehr an der Oberfläche: es ist, als ob der Verf. über den eigenen Forschungen keine Zeit gefunden hätte, einen genügend tiefen Blick in die der Persönlichkeit Zarathustras und Manis gewidmeten Forschungen Schaeders zu tun. Auch die Soziologie Irans tritt in dem Buch, abgesehen von den letzten Jahrhunderten, zu weit zurück. — Von besonderer Bedeutung hinwiederum ist, was der Verf. über die politischen Beziehungen und gegenseitigen Hilfestellungen zwischen Iran und Deutschland vom 3. nachchristlichen Jahrhundert über Rudolf II. (1593) bis zur neuesten Zeit zu sagen hat. Sie sind dem deutschen Bewußtsein bisher allzu fremd geblieben.

Eine Reihe weiterer Bemerkungen müßten angeschlossen werden, um der großen Fülle des auf engem Raum mit so manchem Seitenblick auf Geistesgeschichte und Kultur Dargebotenen gerecht zu werden. Doch ist eine Auswahl schwierig. Ein buntgewirkter Teppich mit vielen interessanten Einzelheiten, die der Beschauer mit ebensoviel Liebe zu betrachten nicht müde wird, wie sie der Verf. eingewebt hat, liegt in dem Buch vor uns.

Debevoise, Neilson C.: *A Political History of Persia*. Chicago/Ill.: The University of Chicago Press [1938]. (XLIII, 303 S., 1 Abb., 1 Kte.) 8°. \$ 3.—. Bespr. von Arthur Christensen, Charlottenlund.

Seit Gutschmids „Geschichte Irans und seiner Nachbarländer von Alexander dem Großen bis zum Untergang der Arsaciden“ (1888) hat niemand sich an die Abfassung einer ausführlichen Geschichte des arsacidischen Reiches herangewagt. In den letzten Jahrzehnten ist aber nicht ganz wenig neues Material an den Tag gebracht worden, so daß eine Neubearbeitung dieses Zeitraums der iranischen Geschichte unbedingt am Platze ist.

Unsere schriftlichen Quellen zur Arsakidengeschichte sind bekanntlich fast ausschließlich in der griechisch-römischen Literatur zu finden. Eine einheimische iranische Überlieferung gibt es hier nicht. Die sasanidische Geschichtstradition, die in älteren arabischen und neu-persischen Geschichtswerken und Chroniken, sowie auch in Firdausis *Nationalepos* fortlebt, hat die Dauer des Arsakidenreiches willkürlich gekürzt und eigentlich auf eine inhaltslose Königsreihe, deren Namen meist ungeschichtlich sind, reduziert. Durch die Einseitigkeit des Quellenbestandes bekommt man leicht den Eindruck, daß die ganze Periode nur von einer endlosen Reihe von Kriegen gegen das Seleukidenreich und später, mehr als 300 Jahre

hindurch, gegen Rom ausgefüllt wurde. In Wirklichkeit waren die Verhältnisse zum Westen natürlich von kapitaler Wichtigkeit für Parthien, und zwar schon wegen der den Angriffen von römischen Heeren sehr ausgesetzten Lage der Haupt- und Residenzstadt Ktesiphon. Andererseits war die Lage an den Nord- und Ostgrenzen des Partherreiches jederzeit von nicht geringer Bedeutung. Diese Dinge haben aber die griechischen und römischen Geschichtsschreiber sehr wenig interessiert. Die Berichte der klassischen Autoren müssen durch meistens sehr dürftige Nachrichten aus Keilschrifttafeln der Seleukidenzeit und Notizen der syrischen, armenischen und chinesischen Literatur ergänzt werden. Dazu kommen noch die Münzen als hochwichtige Quelle für die Feststellung der Chronologie. Zuletzt können die Ergebnisse der Ausgrabungen, die während der letzten Jahre besonders in Dura-Europos und in Seleukeia unternommen worden sind, gelegentlich auch über die politische Geschichte Licht verbreiten. Von Felsinschriften politischen und geschichtlichen Inhalts haben die arsakidischen Herrscher nur ganz wenig hinterlassen.

Neilson C. Debevoise, Professor an der Universität Chicago, hat aus dem ganzen, mit großem Fleiß gesammelten und kritisch bearbeiteten Stoff ein sehr anregendes Buch geschaffen, das als Leitfaden durch die fast 500jährigen, inneren und äußeren Wirren der parthischen Geschichte dienen kann. Daß dies ewige Hin und Her der römisch-parthischen Grenzkriege, wo der Sieger von gestern heute schon wieder seinen Gewinn verliert, an und für sich eine leidlich öde Lektüre bildet, kann man dem Verfasser nicht zur Last legen. Er gibt, was er verspricht: eine politische Geschichte von Parthien, und zwar in einer klaren und übersichtlichen Darstellung, mit sorgfältiger Benutzung der ganzen einschlägigen Literatur. In seiner Vorrede sagt er, es wäre ratsam, bevor man eine Kulturgeschichte der Arsakidenzeit zu schreiben versuche, die vollständige Veröffentlichung der Funde von Dura-Europos und Seleukeia abzuwarten. Gelegentlich werden jedoch kulturhistorische Fragen berührt; so sei z. B. auf die zwar sehr knapp gehaltene Übersicht über die sozialen und politischen Verhältnisse im Partherreich in der Einleitung S. XXXVIIff. und auf die Mitteilungen über Handelsverhältnisse und Handelspolitik S. 42ff. und S. 203ff. hingewiesen.

Als Nicht-Iranisten ist es dem Verf. gelegentlich passiert, daß er eine umstrittene These eines Iranisten als einfache Tatsache hinstellt. So z. B. S. 4: „Das Land (d. i. Parthava, Parthien) wurde unter die Leitung von

Hystaspes, dem Schützer Zoroasters und Vater des Darius, gestellt.“ Die Frage, ob sich Vištāspa, der Schützer des Propheten, mit Vištāspa, dem Vater des Darius, wirklich identifizieren läßt, ist noch immer heiß umstritten. In den letzten Jahren hat sich H. S. Nyberg, wie schon früher Benveniste, den Gegnern dieser Hypothese zugesellt.

S. 27 spricht Verf. von „the Mithra yasht of the Vendidad“, welcher nach ihm in den letzten Jahren der Regierung von Mithradates I. verfaßt sein müsse. Der zehnte Yašt, der Hymnus an Mithra, gewöhnlich Mihr Yašt genannt, hat mit dem Vendidad nichts zu schaffen. Es liegt hier eine Verwechslung zwischen dem Mihr Yašt und dem ersten Kapitel des Vendidad vor, die sich daraus erklärt, daß diese beiden avestischen Texte gewisse, von Iranisten häufig zitierte geographische Angaben enthalten.

Von der Reichssprache der Parther heißt es S. 27, daß sie wahrscheinlich das Pehlevi war, welches Wort in folgender Weise erklärt wird: „das heißt, Persisch mit aramäischen Buchstaben geschrieben“. Wir kennen aus Inschriften und literarischen Quellen das Pehlevi in zwei Dialekten, die beide mit der (in den Inschriften in zwei etwas verschiedenen Abarten erscheinenden) aus dem aramäischen Alphabet selbständig entwickelten Pehlevischrift geschrieben waren: das arsakidische Pehlevi (die Reichssprache der Partherkönige, eine nordwestiranische Mundart, im alten medischen Gebiete heimisch) und das sasanidische Pehlevi (eine südwestiranische Mundart der Persis, die Reichssprache der Sasaniden). Die arsakidische Pehlevischrift steht allerdings der aramäischen sehr nahe. Die neuerdings von einigen Iranisten in Anwendung gebrachte Bezeichnung dieser beiden Mundarten als bzw. Pahlavik und Parsik ist m. E. nicht zu empfehlen.

Das Buch ist mit einem ausführlichen Index und einer Karte des nahen und mittleren Ostens der Partherzeit ausgestattet.

Minorsky, V.: *Hudūd al-'Ālam*. "The Regions of the World." A Persian Geography 372 A. H. — 982 A. D., transl. and explained. With the Preface by V. V. Barthold †, transl. from the Russian. London: Luzac & Co. 1937. (XXI, 524 S.) gr. 8° = "E. J. W. Gibb Memorial" Series, New Series, XI. Bespr. von Hans v. Mžik, Wien.

Das anonyme, in persischer Sprache geschriebene geographische Werk *Hudūd al-'Ālam* „Die Länder der Welt“, dessen vollständige Übersetzung ins Englische mit einem

1) Zur Bedeutung von *hudūd* vgl. S. VII Anm. 2.

umfassenden Kommentar aus der Feder des russischen Gelehrten V. Minorsky nunmehr vorliegt, ist eines der ältesten Prosawerke der neu-persischen Literatur, da es im Jahre 982/83 n. Chr. verfaßt wurde. Es ist nur in einer einzigen Handschrift bekannt, die aus dem Jahre 1258 n. Chr. stammt und wohl als der Begleittext zu einer leider nicht mehr vorhandenen Karte der islamischen Welt anzusehen ist. Dies hatte schon der persische Gelehrte Mirzā Abū-l-Faḍl Gulpāyagānī vermutet, der das Werk im Jahre 1892 in Buḥārā entdeckt und im folgenden Jahre seinem Freunde, dem russischen Orientalisten A. G. Tumansky, zwecks Veröffentlichung zum Geschenk gemacht hatte. Deshalb wird in der Literatur öfters von der „Tumansky-Handschrift“ gesprochen, die übrigens eine Sammelhandschrift ist und außer den H. al-‘Ā. noch zwei andere geographische Schriften und eine kurze Abhandlung über Musik enthält. Auf die H. al-‘Ā. hat bereits Marquart in den „Osteuropäischen Streifzügen“ S. XXX, XXXI und 172 Anm. 4 hingewiesen. In Rußland hatte vor allem V. V. Barthold die Wichtigkeit des Werkes erkannt und ihm sein Interesse zugewendet. Trotzdem dauerte es noch Jahrzehnte, ehe die Publikation des Textes vorbereitet werden konnte, zu der Tumansky selbst nicht gekommen war. Erst im Jahre 1930 wurde die Faksimileausgabe des Textes (78 S. in 4⁰) vollendet, begleitet von einer Einleitung in russischer Sprache (32 S.) von Barthold und einem persischen Index, doch hat der Herausgeber, der am 19. August 1931 sein der Wissenschaft geweihtes Leben beschloß, die Veröffentlichung nicht mehr erlebt, da sie sich aus technischen Gründen noch hinauszog.

Um aber das Werk bequem zugänglich zu machen, war noch viel Arbeit vonnöten. Der persische Text befand sich ja sozusagen im Urzustande. Wie dies bei allen geographischen Werken der Fall ist, die mit arabischen Schriftzeichen geschrieben sind, gibt auch unsere Hs. zahlreiche geographische Namen falsch oder ungenau wieder, so daß nur zu oft eine sichere Lesung nicht ohne weiteres möglich ist, und zwar handelt es sich da natürlich fast ausschließlich um unbekannte oder weniger bekannte Toponyma, die aber gerade deswegen unsere besondere Aufmerksamkeit beanspruchen. Bartholds Einleitung (von Minorsky in seinem Buche, S. 3—44, ins Englische übersetzt), so wertvoll und instruktiv sie an und für sich ist, und der Index der Faksimileausgabe tragen aber kaum etwas zur Überwindung auch nur einiger dieser Schwierigkeiten bei.

Hier hat M. tatsächlich ganze Arbeit geleistet. In dem ungeheuren Gebiet, das die H. al-‘Ā. — allerdings in recht ungleichmäßiger Weise — beschreiben, von Spanien bis China, von den Rūs bis zum Sūdān, von Sibirien bis Hinterindien, ist von den vielen Rätseln, die der persische Text dem Benützer aufzulösen gibt, nur verhältnismäßig wenig unerklärt geblieben. Mit Recht hat M. darauf verzichtet, Bekanntes noch einmal in extenso auseinanderzusetzen; man wird also in den Hauptländern des Islām bei den bekannten Orten nur so weit Erläuterungen finden, als sie zur Beurteilung der Angaben der H. al-‘Ā. unbedingt notwendig sind, während bezüglich der Grenzgebiete der dem Perser bekannten Welt mit außergewöhnlicher Umsicht und Literaturkenntnis alles herangezogen ist, was uns über die jeweils in Betracht kommenden Probleme orientieren kann. Die 12 dem Kommentar beigegebenen Kartenskizzen tragen zum besseren Verständnis wesentlich bei; sie sind so ausgewählt, daß sie in erster Linie dort weiterhelfen, wo die bisherigen kartographischen Hilfsmittel nichts Entsprechendes bieten. Vielfach ergänzt M.s Kommentar die bekannten Werke von G. Le Strange und P. Schwarz aufs beste, so daß man neben diesen beiden Autoren von nun an immer auch M.s Buch zur Hand haben müssen. Aber das ist — wie dem Ref. scheint — nur das geringere Verdienst des russischen Gelehrten. Der Hauptwert seiner Arbeit liegt wohl darin, daß hier — seit vielen Jahrzehnten zum ersten Male wieder — das Blickfeld eines islāmischen Geographen in seiner Gesamtheit und in allen seinen Einzelheiten dem Europäer — Orientalisten wie Nichtorientalisten — in mustergültiger Weise aufgeschlossen wird, so daß M.s Arbeit gegenwärtig das beste und bequemste Hilfsmittel für alle darstellt, die sich mit islāmischer Länderkunde beschäftigen und den mannigfaltigen topographischen Fragen, die die mittelalterliche Geographie des Orients bietet, näher treten wollen.

Südasiens.

Buchanan, Francis: *An Account of the Districts of Bihar and Patna in 1811—1812*. Patna: Bihar & Orissa Research Society [o. J.]. (792 S.) gr. 8⁰. Angez. von J. C. Tavadia, Hamburg.

Buchanans Bericht (Report) über das östliche Indien ist ein hochwichtiges Dokument. R. M. Martins Kürzung davon in seinem *Eastern India* (1838) ist allgemein verurteilt worden, und daher diese neue vollständige Ausgabe, deren zwei Bände über die Purnea- und Shahabad-Distrikte ich bereits in OLZ angezeigt habe. Auch den vorliegenden Teil begrüßen wir dankend. Er gibt uns ausführliche

Auskunft über 1. Topographie und Altertümer, 2. Bevölkerung, 3. Naturprodukte, 4. Ackerbau und 5. Handwerk und Handel. Am Schluß finden sich Buchanans statistische Tabellen und eine Liste seiner 207 Zeichnungen (die letzteren sind hier leider nicht wiedergegeben, sondern es wird nur auf Martins Ausgabe hingewiesen) und Landkarten von Bihar und von Patna und Bankipur. — Ein Namen- und Sachregister ist auch hinzugefügt, aber für das reichhaltige Werk erscheint es zu kurz.

Als Vergleichs- und Ergänzungsmaterial zu diesem Teil haben wir auch das Tagebuch des Verf., das V. H. Jackson mit Einleitung und Anmerkungen in J. Bihar and Orissa Research Society (1922) herausgegeben hat.

Bailey, T. Grahame, D. Litt., B. D., M. A.: *The Pronunciation of Kashmiri*. Kashmiri Sounds how to make them and how to transcribe them. London: The Royal Asiatic Society 1937. (VII, 70 S.) gr. 8°. Angez. von J. C. Tavadia, Hamburg.

Für die Grammatik und für das Wörterbuch der Kashmiri-Sprache ist Sir George Grierson, der Altmeister der neu-indischen Philologie, unsere Hauptautorität. Selbst diese Schriften zeigen uns, daß die Kashmiri-Vokale eine ganz besondere Aussprache aufweisen, die die einheimischen Schriftsysteme nicht darstellen. Bailey aber, der hier die exakte phonetische Darstellung der Sprache unternimmt, zeigt natürlich noch ausführlicher, wie verschiedenartig und schwierig dieses Problem ist. Seine Transkriptionsart ist auch etwas anders; dies kann man in einigen Fällen gut heißen, aber die Einführung z. B. der doppelten Buchstaben anstatt der Längenzeichen ist eine unnütze Neuerung, besonders wenn dabei nur an die Erleichterung des Schreibens mit der Schreibmaschine gedacht ist.

Außer diesem Teil enthält das Buch auch eine grammatische Skizze, Lesestücke mit interlinearer Übersetzung und das Glossar, das auch andere Wörter bringt. In dieser Weise hat uns Bailey ein nützliches Buch für die Einführung in die Kashmiri-Sprache geschaffen.

Clark, Prof. Walter Eugene: *Two Lamaistic Pantheons*. Edited with Introduction and Indexes. From Materials collected by the Late Baron A. von Staël-Holstein. Cambridge/Mass.: Harvard University Press 1937. Bd. I (XXIV, 169 S.); Bd. II (VI S., 314 Tafeln mit zahlr. Abb.) 4^o = Harvard-Yenching Institute Monograph Series, Vol. III und IV. Zusammen \$ 10.—. Bespr. von Johannes Schubert, Leipzig.

Die Erforschung der lamaistischen Göttheiten (Götter, Dämonen u. ä.) liegt noch sehr im argen, obwohl schon mancher Archäologe, Buddhologe und Tibetanist wertvolle Einzelarbeit geliefert hat. Von jeher standen aber die Fachleute, die sich auf diesem Gebiete betätigten, vor einer erschreckenden Fülle von Gegebenheiten, scheinbar völlig ohne jedwede Möglichkeit einer systematischen Zusammenfassung. Alle derartigen Arbeiten erstrecken sich allgemein nach drei Richtungen: Untersuchung der plastischen Darstellungen (Denkmäler, Statuen), der Malereien und Zeich-

nungen (Bildrollen, Alben) und schließlich der einheimischen (in den Sprachen der lamaistischen Länder abgefaßten) Beschreibungen (Textbücher, Rituale, Lebensbeschreibungen). Diese verschiedenen Arten von Quellen sollten bei den entsprechenden Forschungen stets gegenseitig zu Rate gezogen werden. In besonderer Weise ist das schon längst von Albert Grünwedel¹ befolgt worden, dem dann, wenigstens für die buddhistische Ikonographie Indiens, noch Albert Foucher² und Benoytosh Bhattacharyya³ nahestehen. Die sehr mühevollen und umfangreiche Arbeit von Alice Getty⁴ beruht zum größten Teil auf völlig verstreut aufbewahrten Plastiken, Bildern u. ä. Material, wie es die verschiedenen völkerkundlichen Museen und sonstigen Kunstsammlungen zu zeigen vermögen. Von zusammenfassenden, einheimischen Sammlungen, die die lamaistische Götterwelt darstellen wollen, sind bis zum Erscheinen des Werkes von Clark nur die Ausgaben zweier Alben bekanntgeworden, ich meine das vom Chang Chia Hutuktu Lalitavajra herausgegebene Pantheon⁵ und die Sammlung von Darstellungen der 300 Buddhas⁶ nach dem in der Sammlung des Barons Schilling von Canstadt (oder: Pavel L'vovič Šilling fon-Kanštadt) im Asiatischen Museum zu Petersburg befindlichen Album. Ein drittes Buch dieser Art, das von Grünwedel mehrfach zitierte Werk „Die 500 Götter von Narthang“ wird im folgenden noch besonders zu erwähnen sein.

Auf diesem, das Götter-System des Lamaismus umfassenden Gebiete weitere Klarheit und tiefere Erkenntnis zu schaffen, hatte sich der am 16. März 1938 in Peiping verstorbene Baron Alexander von Staël-Holstein zur besonderen Aufgabe gemacht. Seine Sammlungen hat er systematisch nach diesen Gesichtspunkten zusammengetragen und ausgebaut. Seinen Forschungen, seinen Bemühungen und dem von ihm hinterlassenen Material verdankt auch das

1) *Mythologie des Buddhismus in der Mongolei*, Leipzig: Brockhaus 1900.

2) *Étude sur l'iconographie bouddhique de l'Inde*... Paris: Leroux 1900. (= Bibliothèque de l'école des Hautes Etudes, Sciences religieuses, Vol. 13, 1. 2.)

3) *The Indian buddhist iconography*..., Oxford University Press [usw.] 1924.

4) *The gods of northern buddhism*... [2. Aufl.], Oxford: Clarendon Press 1928.

5) *Das Pantheon des Tschangtscha Hutuktu*... von Eugen Pander... hrsg. von Albert Grünwedel, Berlin: Spemann 1890. (= Veröffentlichungen aus dem Königl. Mus. f. Völkerkunde, Bd. 1, Heft 2/3.)

6) *Sbornik izobraženij 300 burchanov*... S. F. Ol'denburg, Sanktpeterburg 1903 (= Bibliotheca Buddhica, 5).

Werk Clarks sein Entstehen. In diesem Buche sind von den photographischen, dem Studium des Lamaismus dienenden Materialien, die v. Staël-Holstein im Jahre 1928 der Harvard College Library in Cambridge (Mass.) stiftete, vor allem zwei, einzig dastehende (!) Pantheons veröffentlicht und verzeichnet worden. Das Original des einen, ein Ms, enthaltend die Darstellungen von 360 Gottheiten mit ihren Namen in Chinesisch, Tibetisch, Mongolisch und Mandschurisch, befindet sich in der National Library in Peiping. Es trägt den Titel „Chu-fo-p'u-sa-shêng-hsiang-tsan“¹ und wird einem unbekannten Chang Chia Hutuktu zugeschrieben, obwohl v. Staël-Holstein den Lalitavajra als Herausgeber vermutete. Die Originalfiguren des anderen Pantheons, eine überhaupt erstmalig bekanntgewordene, einheimische Sammlung lamaistischer Gottheiten in plastischen Darstellungen (Bronzen), sind in 7 Räumen des oberen Stockwerkes des Lama-tempels Pao-hsiang-lou, der sich im Park des Tz'u-ning-Palastes in der „verbotenen Stadt“ von Peiping befindet, aufgestellt und stammen aus der Regierungszeit Ch'ien-lung. Von den ursprünglichen 787 Figuren sind jedoch leider 31 gestohlen, aber von 10 Figuren wenigstens noch die Sockel (mit den chinesischen Namen) erhalten.

Der Sanskritist der Harvard University, Clark, hat nun im 2. Bande seines Werkes diese Figuren nach den Photographien, die Baron A. v. Staël-Holstein hatte herstellen lassen, abgebildet, und zwar genau in der Reihenfolge, in der die Originale in den Tempelräumen aufgestellt sind. Es beginnt mit dem nördlichsten Raum (Nr. 1) und endet mit dem südlichsten Raum (Nr. 6). Die in dem Mittelraum befindliche, lebensgroße Figur Tsoñ-kha-pa's ist nicht abgebildet und dieser siebente Raum daher auch nicht berücksichtigt worden. Neben zwei Ansichten des Fundortes (Eingang zum Park und Tempel) sind als ein nicht unwesentlicher Teil den Abbildungen der Figuren jedes Raumes die Reproduktionen der viersprachigen Inschriften, die sich an den Wänden der einzelnen Tempelräume befinden, vorangestellt. Sie bieten uns Texte des buddhistischen Kanons (ein allgemeiner und fünf von tantrischer Art), zu denen die Gottheiten jedes einzelnen Raumes in Beziehung stehen¹. Es

1) v. Staël-Holstein hat darüber berichtet im Bulletin of the Metropolitan Library, Peiping, Vol. I (1928), S. 1—4.

2) Übrigens lautet der Name des Tempels, in dem sich die Inschriften und Bronzen befinden, in diesen Inschriften a) chinesisch: miao-chi-hsiang-ta-pao-lou; b) tibetisch: phun · sum · tshogs · pai · gtsug · lag · khañ.

treten in diesen Texten die Namen der wesentlichsten Gottheiten immer einzeln, die der anderen als Gruppennamen auf. Meiner Meinung nach müßten aber die Figuren nach diesen Texten aufgestellt sein und wären danach etwas anders, als es in dem Clarkschen Werk geschehen ist, zu numerieren. — Was das andere Pantheon, das Chu-fo-p'u-sa-shêng-hsiang-tsan, betrifft, so sind davon — im Anschluß an die Abbildungen der Bronzen — die einzelnen Götterdarstellungen, gleichfalls nach Photographien des Originals, in der Reihenfolge des letzteren abgebildet worden.

Die größte Mühe verwendete der Herausgeber bei der peinlich genauen Verzeichnung der in beiden Pantheons gegebenen Gottheiten auf die Herstellung der Sanskritnamen der betr. Figuren, die er — soweit sie entweder überhaupt bekannt waren oder die Wiederherstellung auf gesicherter Grundlage möglich war — auch als Unterschriften zu den einzelnen Abbildungen des Werkes gibt. Die im 1. Band abgedruckten Verzeichnisse notieren auf S. 3—68 die indischen (in Umschrift), auf S. 71—122 die tibetischen (in Umschrift) und auf S. 125—169 die chinesischen Namen (im Originalcharakter und in Umschrift). Daneben ist auf den Seiten XIV—XXII fleißig alles das vermerkt, was über die einzelnen Gruppen von Gottheiten bisher im Fachschrifttum mitgeteilt worden ist. Eine sehr wichtige Ergänzung dieser Indizes besteht aber noch darin, daß in ihnen auch die Namen derjenigen Gottheiten aufgenommen worden sind, die sich in dem bisher noch unveröffentlichten Werk „Die 500 Götter von Narthang“ vorfinden. Sie sind nach der Photokopie eines Holzblockdruckes, wie auch nach einem Original des Werkes (ehemals im Besitz Berthold Laufers befindlich) zusammengestellt worden. Der Holzblockdruck aus dem Nachlaß Grünwedels, den ich einsehen konnte, trägt den Titel „rin'abyuñ · snar · thañ · brgya · rtsa · rdor · 'aphreñ · bcas · nas · gzuñs · pai · bris · sku · mthoñ · ba · don · ldan · bzhugs · so“. Es ist, wie übrigens schon aus Pander und Grünwedel¹ hervorgeht, vom Rje-btsun-dampa von Urga² verfaßt bzw. herausgegeben worden. Auf der Rückseite jedes Bilddruckes befinden sich entsprechende Dhāraṇīs. Eine Veröffentlichung dieses Werkes würde sich nur bei einem sehr klaren und deutlichen Druck lohnen, zumal bei gewissen Gottheiten gar kein Unterschied von manchen anderen Bildern

1) Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 21 (1889), S. 57; Grünwedel: Mythologie . . ., S. 84/86.

2) Es ist zweifelhaft ob es sich dabei um die 8. Wiedergeburt, um den Hutuktu, der 1870 geboren wurde und 1924 starb, handelt.

des gleichen Buches zu erkennen ist. Auch glaube ich es Herrn Clark gern, wenn er sagt: „I have had difficulty in dividing the Tibetan, in knowing whether it contains one name or two“; denn gewisse Bilder enthalten Unterschriften, die außer dem Namen selbst noch Zusätze enthalten und besagen, nach welcher Überlieferung bestimmter Sekten die oder jene Gottheit dargestellt ist. Da ist mitunter die Lösung des Namens der Gottheit aus dem eigentlichen Textzusammenhang gar nicht so einfach.

Es ist überflüssig, besonders hervorzuheben, daß Clark mit seiner höchst sorgfältigen, übersichtlichen und praktisch leicht zu gebrauchenden Bearbeitung der Fachwissenschaft ein höchst willkommenes und ganz unentbehrliches Werk geliefert hat.

Ostasien.

Eberhard, Wolfram: *Typen Chinesischer Volksmärchen*. Helsingfors: Suomalainen Tiedeakatemia (Academia Scientiarum Fennica) 1937. (437 S.) gr. 8° = FF Communications. Edited for the Folklore Fellows. Vol. L 1 Nr. 120. Bespr. von J. Przyluski, Paris.

Ce volume est un répertoire des contes populaires chinois (au nombre de 3.000 environ) que nous possédons et qui sont actuellement vivants. L'auteur considère la notion de conte au sens large comme comprenant la légende, la fable, l'apologue et même l'anecdote et le récit. Il a autant que possible utilisé les contes publiés dans les journaux et les revues. Il exclut 1) les anecdotes littéraires, 2) les récits d'origine de provenance livresque, 3) les légendes et histoires purement bouddhiques, 4) les textes de théâtre, 5) les contes actuellement morts, sauf exception. En procédant ainsi, on risque évidemment d'exclure des matériaux utiles et d'inclure des récits déformés par l'imagination d'un écrivain. Mais il était nécessaire d'aboutir; nous n'avons là qu'un premier dépouillement; ce qui reste à faire est immense et permettra sans doute de corriger peu à peu la première enquête. En tout cas les règles qui président au choix des contes sont et resteront dominées par cette question difficile: est-il possible de tracer la limite exacte entre ce qui est littéraire et ce qui est populaire?

L'auteur est moins préoccupé de l'origine indienne des contes chinois que de leur parenté avec les contes de la Corée, du Japon et de l'Asie du Sud-Est. On ne saurait l'en blâmer. Il observe que le conte est beaucoup plus vivace dans le Sud et le Centre de la Chine qu'au Nord et au Nord-Ouest et rattache ce fait à l'existence de deux cultures, ou plutôt de

deux groupes de cultures chinoises, l'un septentrional, l'autre méridional.

Les contes sont classés par types avec indication, dans la mesure du possible, de l'aire d'extension et des variantes. Les types sont provisoirement caractérisés d'après la nature ou l'activité des personnages: animaux, animaux et hommes, animal ou esprit qui aide le bon ou punit le méchant, etc. Les contes relatifs à la Création et à l'origine des êtres sont groupés sous ces deux rubriques. Les récits humoristiques sont classés à part. Pour chaque type sont indiqués les » motifs«, puis les sources qui ont pu être utilisées, enfin, quand il y a lieu, les variantes et l'aire d'extension des variantes.

La liste des ouvrages, collections et périodiques utilisés ne compte pas moins de 303 numéros. Après l'index, une table donne un catalogue des types (p. 430—437). Une autre table indique la provenance des contes (p. 381—389).

Les premiers résultats de cette vaste enquête sont brièvement dégagés (p. 368—380): stabilité relative des motifs et instabilité des groupes qui en sont formés; mutation d'animaux au cours de l'évolution des contes et transformation d'animaux en esprits plus ou moins anthropomorphes; transmission des histoires de renards du Nord vers le Sud; localisation dans la Chine du Sud des trois cycles du déluge, du riz et du chien et de quatre cultures distinctes: Yüeh (côtière, austronésienne?), Ch'u (méridionale, T'ai?), Tangut (prototibétaine), Li (austroasiatique). La discussion de ces grands problèmes ne peut trouver place ici; l'auteur annonce d'ailleurs que ses vues sur la classification des cultures seront développées dans un livre à part. A propos de l'évolution des contes, faisons une simple observation. Le fait qu'un conte apparaît sous la forme A dans un texte ancien et sous la forme B dans un texte plus récent ne suffit pas à prouver que le conte a évolué entre la rédaction des deux textes. Pour admettre cette évolution, il faudrait d'abord s'assurer que la forme B n'existait pas à l'époque du plus ancien texte et la documentation ne permet guère d'établir ce fait négatif. Faut-il donc renoncer à suivre les transformations des contes? Nullement. Nous pensons seulement que l'étude du folklore doit être complétée par celle des civilisations sous toutes leurs formes.

Nous souhaitons que ce livre admirable serve de modèle à d'autres travaux du même genre. Un répertoire analogue des contes indiens rendrait les plus grands services.

Trittel, Prof. W., u. Prof. Dr. M. G. Pernitzsch: *Auswahl moderner chinesischer Prosastücke*. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1936. (V, 404 S.) 8° = Lehrbücher der Auslandhochschule an der Universität Berlin. Bd. XXXVIII. RM 15.— Bespr. von Jos. Mullie, Leuven/Louvain.

Si une chrestomatie doit nécessairement tenir compte des besoins particuliers des élèves auxquels elle est spécialement destinée, on peut dire que le choix de textes, présentés ici par les auteurs, ne peut qu'être très utile à quiconque se destine à prendre contact avec le peuple chinois. Si l'on n'y trouve pas de textes tirés de la littérature proprement dite, ni de l'histoire ancienne ou de la philosophie chinoise, etc., on y lira par contre des extraits de journaux et de revues, des pièces officielles, des modèles de correspondance, etc., qu'il n'est pas toujours facile en Europe d'obtenir de première main. L'utilité de ces textes tout modernes est double: les élèves y trouveront une vraie initiation à la nouvelle langue, en pleine voie de formation, qui reflète l'influence de la civilisation occidentale sur le vieux fonds culturel chinois, et par ailleurs ils prendront connaissance des derniers événements sur la scène politique et économique. Le danger que court un choix de textes tout récents, c'est d'être vite dépassé par les événements. Ainsi le projet de constitution de la république chinoise (pp. 90—124) et les textes concernant la loi civile (pp. 124—160), la loi sur les sociétés commerciales (pp. 161—163), la loi pénale (pp. 164—175), etc. risquent bien de ne conserver qu'un intérêt rétrospectif, mais leur utilité au point de vue connaissance de la langue reste entière.

La description des principales montagnes, des fleuves et des lacs de Chine donne une vue d'ensemble sur la géographie (pp. 218—234), tandis qu'un coup d'œil sur la situation gouvernementale au temps de la décadence de la dynastie Ts'ing fait comprendre à l'élève l'évolution qui s'est produite sous la république (pp. 235—245). La proclamation du Ve Congrès du Kouo-ming-tang (pp. 176—199), le Congrès des nationalistes allemands en 1935 (pp. 200—217), l'économie politique (pp. 245—271), les traités sino-allemands avec les pièces diplomatiques et les annexes (pp. 272—307) constituent autant de textes, qui contiennent une terminologie qu'il est utile de connaître. La même chose peut se dire des discours de divers personnages de marque, contenus dans la dernière partie de cet ouvrage (pp. 308—399). Les cinq dernières pages donnent des spécimens d'écriture cursive chinoise.

Espérons que les auteurs nous donneront bientôt le commentaire et la liste des mots techniques, qu'ils nous ont promis dans la préface.

Ueberschaar, Hans: *Bashô (1644—1694) und sein Tagebuch „Oku No Hosomichi“*. Tōkyō: Deutsche Gesellsch. f. Natur- und Völkerkunde Ostasiens; Leipzig: in Komm. O. Harrassowitz 1935. (II, 140 S.) gr. 8° = Mitteil. d. Deutsch. Gesellsch. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens, Bd. XXIX, Teil A. RM 3.20. Bespr. von O. Kressler, Bonn.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert hat man bekanntlich in Japan eine das Tanka an aphoristischer Kürze noch überbietende Gedichtform zu pflegen begonnen, das Hokku oder Haikai oder Haiku, das japanische Epigramm. Sozusagen als Gegenstück in ungebundener Rede haben dann Matsuo Bashō — dessen Haikai ja den Gipfelpunkt dieser dem westländischen poetischen Empfinden doch recht fernstehenden, wohl eigenartigsten Manifestation des dichterischen Gestaltungstriebes der Japaner bilden — und seine Schüler den in knappster Prosa abgefaßten kurzen Essay, Haibun, ins Leben gerufen. Das berühmteste Haibun von Bashō, das wohl ziemlich allgemein an die Spitze dieser Literaturgattung überhaupt gestellt wird, ist sein „Oku no hosomichi“, „Auf schmalen Pfaden in den fernen Norden des Landes Ō-u“, wie Verf. den Titel etwas erweiternd verdeutscht (S. 13). Es sind tagebuchartige Aufzeichnungen von einer für jene Zeiten ganz ansehnlichen Wanderung, die Bashō i. J. 1689 von Edo aus nach den nordöstlichen Provinzen und zurück nach Ise gemacht hat. Er ist nicht viel weniger als ein halbes Jahr unterwegs gewesen und hat alle seine Erlebnisse niedergeschrieben unter besonderer Berücksichtigung der Naturschönheiten sowie geschichtlichen Denkwürdigkeiten der von ihm besuchten Stätten. Diese impressionistisch abgestimmten Skizzen sind, wie Gundert in seiner Literaturgeschichte (S. 123) treffend sagt, gewissermaßen das „Rohmaterial, aus dem sich das Haiku kristallisiert, und geben darum besser als irgendein Kommentar Einblick in dessen Werden und Sinn.“ Hie und da fügt Bashō auch, gleichsam als poetische Krönung, ein oder mehrere Haiku — eigene sowohl wie fremde — am Schlusse bei.

Verf. hat nun aus diesem Buche, das als ein Meisterwerk der japanischen Literatur eingeschätzt wird, 44 für die in Rede stehende Stilgattung sehr bezeichnende Stücke ausgewählt; er gibt im ersten Teile seiner Arbeit eine „Einführung in Bashōs Kunststil“, im zweiten eine zusammenhängende deutsche Übersetzung der ausgewählten Stücke und im dritten den japanischen Originaltext mit lateinischer Umschrift und inhaltlichen wie sprachlichen Erläuterungen. Während die beiden ersten Teile auch für den dem Japanischen Fernstehenden viel

Interessantes bringen dürften, ist die Zugabe von Text mit Umschrift und Erläuterungen von ganz besonderem Werte für den angehenden Japanologen, der sich in diese eigenartige Literaturgattung einzuarbeiten wünscht.

Spranger, Eduard: Kulturprobleme im gegenwärtigen Japan und Deutschland. Tokyo: Nichidoku Bunkai Kyokai (Japanisch-Deutsches Kulturinstitut) Kokusai Bunka Shinkokai (Gesellschaft für Internationale Kulturbeziehungen) 1938. (II, 28 S., + I, 35 S. [japanischer Text]) gr. 8°. Bespr. v. A. Wedemeyer, Leipzig.

Das Bändchen gibt das Manuskript eines Vortrages wieder, welchen Spranger, als seinen letzten in Japan, am 9. Okt. 1937 vor den im Titel genannten Gesellschaften in Tokyo gehalten hat. Der Vortrag entwickelt etwa folgende Gedankengänge:

Der Begriff „Gesellschaft“, wie ihn die französische Revolution geprägt hat, und die Auffassung des Staates als Produkt gesellschaftlicher Bewegungen sind überlebt. Sie wie die unter ihrer Herrschaft im Gefolge von Industrie und Privatkapitalismus entstandenen Schädigungen der Volksordnung, „entseelte Masse“ und „entwurzelte Bildungsindividualität“, werden in Denken und Tun vom Boden des Volkes als einer Lebenseinheit aus bekämpft. Von Deutschland, wo diese Umgestaltung sich besonders energisch vollzieht, richtet man den Blick auf Japan, wo die Stärke und Heiligkeit der Idee der Volksfamilie das Volk kräftiger erhalten hat. Doch sind auch hier mit westlicher Technik und Wirtschaftsform entsprechende Probleme entstanden. Moderne Kultureinrichtungen erfordern hochentwickelte „Persönlichkeiten“; Emanzipationsbestrebungen spiegeln sich in der japanischen Literatur von heute. Die Entwicklung verläuft gesund, solange die konservative und fortschrittliche Komponente eng verbunden bleiben. Die Kräfte zu leiten, ist Sache der politischen Führung. — Je nachdem der „Wesenswille“ des Volkes als Staat zum Bewußtsein und zur Aktion kommt, ist die Auffassung vom Staate nach Zeit und Ort verschieden: die japanische Lösung, Abstimmungsprinzip der demokratischen, Führerprinzip der autoritären Staaten. „Volk in Gefahr“ erfordert den Führer. Die Gefahr ist zweifach: gestörte Volksordnung und „Volk ohne Raum“. Dieser zweite Notruf ergibt die politische Kernfrage der anbrechenden Geschichtsepoche. Eine ältere Idee von Gerechtigkeit vertritt „Wahrung des status quo“, eine neue „Raum für kulturelle Leistungsfähigkeit“. Das Recht zur Kolonisierung hängt von der sittlichen Kulturkraft ab; der Sinn unserer Epoche ist „Umbau der

politischen Welt“. — Der „Primat des Politischen“ ergibt gegenüber Kulturgebieten wie Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst, die ihre eigentümlichen Wesensgesetze nicht verlieren, Probleme, deren Lösung in geistigen Kämpfen sich z. T. schon andeutet. Die religiöse Situation ist im Bereich des Christentums schwieriger als im Osten. Aus der Kraft des Ewigen sich zeitlich zu erneuern, ist allezeit das Gebot. Japans uralte Schreine, die alle 20 Jahre erneuert werden, sind dafür ein schönes Symbol.

Eine Übersetzung des Vortrages, unter dem Titel *Gendai Nihon oyobi Doitsu ni okeru bunka-mondai*, von dem Assistenten an der Kunstakademie zu Tokyo, Dr. Kotsuka Shinichiro, dazu einige Lebensdaten und das Verzeichnis der Schriften Sprangers in japanischer Sprache füllen die zweite Hälfte des Bandes.

Neudrucke altindischer Werke.

Zusammengestellt von G. Weibgen, Berlin.

(Der Längsstrich an der linken Seite bedeutet, daß das betr. Werk noch nicht vollständig ist.)

Fortsetzung der in OLZ 1939, Sp. 61 ff. erschienenen Liste.

Anandarāya Makhin: Jivānandanam. <A drama embodying teachings of Āyurveda, the Aryan science of medicine.> With the comm. Nandini of Vaidyaratna Paṇḍit M. Duraiswami Aiyangar. Ed. with notes and transl. by Vaidyaratna G. Srinivasa Murti and M. Duraiswami Aiyangar. [1.] — Adyar: Library 1938. 8° (The Adyar Library Bulletin. 2, 4.)

Anantadeva, Sohn d. Āpadeva, Nachkomme d. Ekanātha: Mano'nurañjana-nāṭakam Phada-kula-jena Ananta-Śāstriṇā saṁsodhitam. — Benares: Gov. Sanskrit Library 1938. 4, 4, 103 S. 8° (4°) [Religiöses Drama; Bhakti.] (Princess of Wales Sarasvatī Bhavana Texts. 76.)

Appayyadiksita Ranga-rāja-sūnu: Siddhāntaleśa-saṁgrahaḥ [*Sanskrit u. Hindi*], śrī-Mūlaśaṅkara-Vyāsa-viracitena sa-tiṣṭhāṇa-bhāṣā'nuvādena samalaṅkṛtaḥ; śrī-Canḍiprasāda-Śukla-Śāstriṇā śrī Śrīkrṣṇa-Panta-Śāstri-Sāhityācāryeṇa ca saṁpāditah. — Kāśī: Acyuta-grantha-mālā-kāryālaya 1993 [= 1937]. 23, 2, 559 S. 8° (4°) [Vedānta.] (Acyuta-grantha-mālā. [Ser. 2,] 6.)

Bālarāma Varman, Mahārāja von Travancore: The Bālarāma-bharatam. Ed. by K. Sāmbaśiva Śāstri. — Trivandrum: Superint., Gov. Pr. 1935. 17, 5, 14, 263 S. 8° (4°) [Nāṭya-śāstra.] (Śrī Citrodayamañjarī. 7.) (Trivandrum Sanskrit Series. 118.)

Bhagavad-gītā. — Śrīmad-Bhagavad-gītāyāḥ prathama-dvitiyā'dhyāyau [Bhagavad-gītā, Ausz.] śrī . . . Abhyamkaropāhva - Vāsudeva - Śāstri-praṇitā'dvaitāṅkurā'khyā-tikā-saṁvalitau. Etat pu-stakam Śaṅkara [Rāṅganātha]-Śāstri Mārula-

kara ity etaiḥ saṁsodhitam. — Puṇyākhyapatane: V. G. Apte 1938. 20, 3, 197, 6 S. 8° (4°)
[Ānandāśrama-saṁskṛta-granthāvali. 109.]

Bhagavad-gītā. — The Message of the Gita [Essays on the Gita, Ausz.] As interpreted by Sri Aurobindo [Ghose]. ([Darin:] Bhagavad-gītā. *Sanskrit u. engl.*) Ed. by Anilbaran Roy. — London: Allen & Unwin 1938. XIV, 281 S. 8° (4°)
[Text u. Übersetzung d. Bhagavad-gītā sind Auszüge aus d. Essays on the Gita in Form e. Kommentars beigelegt.]

Bhāgavata-purāṇa. — Srimad Bhāgavatam. (Pref.: V. R. Ramachandra Dikshitar.) Vol. 1. 2. — Madras: V. Ramaswamy Sastrulu 1937. VII, 6, 14, 1992 S. 8°
[Neue, rev. Textausg.]

Bhāgavata-purāṇa. — Srimad Bhagavata condensed in the poet's own words [Bhāgavata-purāṇa, Ausz. *Sanskrit u. engl.*] by Pandit A. K. Srinivasachariar. Transl. by V. Raghavan. Forew. by Sir P. S. Sivaswami Aiyer. — Madras: Natesan 1937. XXI, 447 S. 8°

Bhāsa. — Pratimā-nāṭakam [*Sanskrit u. engl.*] Pratimā Nāṭak of Bhāsa. Ed. with introd., transl., critic. and explanatory notes and app. by Shivaram Mahadeo Paranjape. (Repr. with additions and alterations.) — Poona: Oriental Book Agency 1930. XLIV, 260 S. 8°
[Drama aus d. Sagenkreis d. Rāmāyaṇa.]
[Poona Oriental Series. 28.]

Bhāsa. — Svapna-vāsavadattam [*Sanskrit u. engl.*] A Sanskrit drama in 6 acts attributed to Bhāsa. Critic. ed. with introd., notes, transl. and app. by C. R. Devadhar. 3. ed. — Poona: Oriental Book Agency 1936. XX, 2, 56, 86 S. 8°
[Poona Oriental Series. 27.]

Bhāskara, Sohn d. Avatāra Kaṇṭha. — Bhāskari. A commentary on the Īśvara-pratyabhijñā-vimarśini of Abhinavagupta. Ed. by K. A. Subramnia Iyer and K. C. Pandey. Vol. 1. — Allahabad: Superint., Print. and Stationery, United Provinces, India 1938. 8°
[Erste Veröffentlichung d. Subkommentars zu Utpaladeva's Īśvara-pratyabhijñā, e. metrischen Darstellung d. Śaivalehre; Verlebte in d. 2. Hälfte d. 18. Jhs.]
[The Princess of Wales Saraswati Bhavana Texts. 70.]

Bhavasāṅkrānti-sūtra. — Bhavasāṅkrānti-sūtra [*Sanskrit u. tibet.*] and Nāgārjuna's Bhavasāṅkrānti-śāstra [*Sanskrit u. tibet.*] With the comm. of Maitreyanātha [*Sanskrit u. tibet.*]. Restored from the Tibetan and Chinese versions and ed. with the Tibetan versions and introd., etc. by N. Aiyaswami Sastri. [1.] — Adyar: Library 1937. 8°
[The Adyar Library Bulletin. 1, 2.]

Dhanapāla, Sohn d. Sarvadeva: Tilaka-mañjarī. Ed. by Paṇḍit Bhavadatta Śāstri and Kāśināth Pāṇḍurang Parab. 2. ed. — Bombay: 'Nirnaya Sāgar' Pr. 1938. 12, 428 S. 8°
[Jainaroman.]
[Kāvya-mālā. [Ser. 2,] 85.]

Diṇnāga: Ālambanaparikṣā and Vṛtti. With the comm. of Dharmapāla. Restored into Sanskrit from the Tibetan and Chinese versions and ed. with Engl. transl. and an essay on Bahyārthavāda by N. Aiyaswami Sastri. [1.] — Adyar: Library 1939. 8°
[The Adyar Library Bulletin. 3, 1.]

Hāla Sātavāhana. — The Gāthā Saptashatī [Sapta-śataka, *Prakṛit u. Sanskrit*] by Sātavāhan

Hall, with Sanskrit Gāthā Saptashatī (a new literal Sanskrit transl.) and Vyāgya Sarvaṁkashā comm. by Sahityacharya Mathuranath Śāstri. 3. ed. — Bombay: 'Nirnaya Sāgar' Pr. 1933. 12, 68, 360 S. 8°
[Erotische Verse in Māhārāṣṭrī mit moderner metrischer Sanskrit-Übersetzung.]
[Kāvya-mālā. [Ser. 2,] 21.]

Hemacandra: The Kāvyaṇuśāsana with his own gloss. Ed. by Mahamahopādhyāya Paṇḍit Śivadatta and Kāśināth Pāṇḍurang Parab. Rev. by Wāsudev Laxman Śāstri Paṇḍikar. 2. ed. — Bombay: 'Nirnaya-Sāgar' Pr. 1934. 8, 12, 408, 24 S. 8°
[Kāvya-mālā. [Ser. 2,] 70 [vielm.: 72].]

Hemacandra: Kāvyaṇuśāsana (with Alam-kārahuḍāmaṇi and Viveka). With anonymous Tippana. Vol. 1: Ed. with various readings and indexes by Rasiklal C. Parikh. Vol. 2: (P. 1.) Introd., containing a critical account of Mss and a history of Gujarat as a background to the life and times of Acharya Hemachandra and a review of his works by Rasiklal C. Parikh. (P. 2.) Notes by Ramchandra B. Athavale. With a forew. by Anandsankar B. Dhruva. — Bombay: Sri Mahavira Jaina Vidyalaya 1938. 8° (4°)

Hemacandra: The Trishashti-śalākā-purusha-charitram mahākāvyaṁ. Ed. by Muni Charaṇavijaya, the disciple of Āchārya-śrī-Vijayavallabha-Śūri. Parvan 1, P. 1. — Bhāvnagar: Śrī-Jaina-Ātmānanda-Sabhā 1936.
[Jainahagiologie.]
[Śrī-Jaina-Ātmānanda-Śatābdi-Series. 7.]

Jinabhadra Gaṇin. — Śrī-Jinabhadra-Gaṇi-Kṣamā-śramaṇa-dṛḍham śrī-Koṭyācārya-kṛta-prācīnatama-vivaraṇa-vṛtam śrī-Viśeṣāvaśyaka-sūtram (Viśeṣāvaśyaka-bhāṣya). (Bhāgā 1. 2.) — Ratnapura (Mālvā): Śvetāmbarasamsthā 1936—37. 4, 8, 987 S. quer-4°
[Kommentarwerk aus d. Gebiet d. Āvaśyaka-literatur.]

Karāṇa-paddhati. — The Karāṇa-paddhati [!] Ed. by K. Sāmbaśiva Śāstri. — Trivandrum: Superint., Gov. Pr. 1937. 2, 2, 36 S. 8° (4°)
[Astrologisches Werk.]
[Śrī Citrodāyamañjarī. 15.] (Trivandrum Sanskrit Series. 126.)

Kṛṣṇa Miśra: The Prabodha-candrodaya with the comm. Nāṭakābharaṇa by Śrī Govindāmṛta Bhagavān. Ed. by K. Sāmbaśiva Śāstri. — Trivandrum: Superint., Gov. Pr. 1936. 3, 4, 210, 3 S. 8° (4°)
[Allegorisches Drama zur Verherrlichung d. Lehren d. viśvūtischen Advaita-siddhānta. D. Kommentator ist Sünder und wohl nicht später als für d. 16. Jh. anzusetzen.]
[Śrī Citrodāyamañjarī. 11.] (Trivandrum Sanskrit Series. 122.)

Madhusūdana Sarasvatī. — Siddhānta-bindu [*Sanskrit u. Hindi*], bhāṣā-nuvād-sahit. Sampāḍak Śrīkṛṣṇa Panta. — Kāśī: Acyuta-grantha-mālā-kāryālaya 1932. 14, 11, 2, 248, 6 S. 8°
[Advaita-Vedānta. Komm. zu Śaṅkara ācārya's Daśaśloki.]
[Acyuta-grantha-mālā. [Ser. 2,] 3.]

Mahā-bhārata. — The Mahabharata condensed in the poet's own words [Mahā-bhārata, Ausz. *Sanskrit u. engl.*] by Pandit A. M. Srinivasachariar. Transl. by V. Raghavan. Forew. by S. Radhakrishnan. — Madras: Natesan 1935. X, 495 S. 8°

Mahā-naya-prakāśa. — The Mahānayaprakāśa. Ed. by K. Sāmbaśiva Śāstrī. — Trivandrum: Superint., Gov. Pr. 1937. 3, 4, 54 S. 8° (4°)
[Werk zur Śāktaphilosophie. Als mutmaßlicher Verf. wird vom Hrsg. Abhinavagupta, der Verf. d. Tantrāloka usw., bezeichnet.]
(Śrī Citrodayamañjarī. 19.) (Trivandrum Sanskrit Series. 130.)

Māhuka, Sohn d. Mādhava, Enkel d. Kavi-maṇḍana: Hara-mekhalā with comm. Ed. by K. Sāmbaśiva Śāstrī. — Trivandrum: Superint., Gov. Pr. 1936. 8° (4°)
[Werk in Prakrit mit Chāyā u. e. Komm. in Sanskrit von unbekanntem Verf. D. Inhalt ist teils tantrisch, teils medizinisch. Māhuka lebte im 9. Jh.]
(Śrī Citrodayamañjarī. 13.) (Trivandrum Sanskrit Series. 124.)

Mantresvara. — Phala-dīpikā. *Sanskrit u. engl.* Mantresvara's Phaladeepika with an Engl. transl. by V. Subrahmanya Śāstrī. — Bangalore 1937: V. B. Soobbiah. XXXII, 352, 80 S. 8° (4°)
[Astrologisches Werk. D. Verf. stammt aus Südindien u. lebte etwa im 16. Jh.]

Marici: The Vaikhānasāgama. Ed. by K. Sāmbaśiva Śāstrī. — Trivandrum: Superint., Gov. Pr. 1935. IV, 4, 3, 232 S. 8° (4°)
[Viṣṇuītische Schrift; Darstellung d. Lehre d. Vaikhānasasekte.]

Nemichandra Siddhāntacakravartin. — Gommatasara [*Prakrit u. engl.*] Jiva-kanda. Karma-kanda. By Shri Nemichandra Siddhanta Chakravarti. Ed. with introd., transl. and comm. by Rai Bahadur J. L. Jaini. Assisted by . . . Sital Prasada Ji, Pandit Ajit Prasada. [1–3.] — Lucknow: Central Jaina Publ. House 1927–37. 8°
[Werk zur Jainalehre.]

1: Jiva-Kanda. 1927. 2: Karma-Kanda. <P. 1.> 1927. 3: Karma-Kanda. <P. 2.> 1937.
(The Sacred Books of the Jains. 5. 6. 10.)

Paṇṇavaṇā. — Bhagavad-Āryaśyāmā“cārya-viracit Prajñāpana-sūtra [Paṇṇavaṇā. *Prakrit u. Gujarati*]. Mūla tathā śrīmad-ācārya-Malayagiri-viracit tīkāṇā anuvād-sahit. Anuvādak ane samśodhak: Paṇḍit Bhagavāṇḍāsa Harṣacandra. Bhāg 1–3. — Amadavād: Śāradāmudraṇālaya 1991 [= 1935]. quer-4°

[4. Upāṅga d. Jainakanons in Prakrit u. Gujarati mit d. Kommentar d. Malayagiri in Gujarati-Übers.]

Prakāśānanda, Schüler d. Jñānānanda: Vedānta-siddhānta-muktāvalī [*Sanskrit u. Hindi*]. Tri-pāṭhy-upāhva-śrī-Premavallabha-Śāstrīnā viracitena bhāṣā'nuvādena samalankṛtā; śrī-Canḍi-prasāda-Śukla-Śāstrīnā śrī-Śrīkṛṣṇa-Panta-Śāstri-Sāhityācāryeṇa ca sampāditā. — Kāśī: Acyuta-grantha-mālā-kāryālaya 1993 [= 1937]. 10, 2, 186 S. 8° (4°)

[Werk zum Advaita-Vedānta.]

(Acyuta-grantha-mālā. [Ser. 2,] 7.)

Pūrṇa Sarasvatī: The Hamsasandēśa. Ed. by K. Sāmbaśiva Śāstrī. — Trivandrum: Superint., Gov. Pr. 1937. V, 5, 19 S. 8° (4°)

[D. im Schlußvers d. Dichtung genannte Dichter wird vom Hrsg. gleichgesetzt mit dem Verf. d. Vidyullatā, eines Komm. zum Meghadūta.]

(Śrī Citrodayamañjarī. 18.) (Trivandrum Sanskrit Series. 129.)

Rājacūḍāmaṇi Dikṣita. — The Rukminikalyana Mahakavya, [Ausz.] of Sri Rajachudamani Dikshita with the comm. Mauktimalika of Sri Balayajna-vedesvara. Ed. by the Pandits of the Adyar Library (T. R. Chintamani u. a.) — Adyar: Library 1929. XLI, 152 S. 8° (4°)

[Epische Dichtung von der Heirat Krishna's mit Rukminī in 10 Gesängen; d. Ausg. enthält nur die beiden ersten Gesänge. Verf. lebte um die Wende d. 16./17. Jhs.]

Rājanārāyaṇa Śāstrin Śukla: Manoramā-śa-bdaratna-praśnottarāvalī. <Being questions and answers

of Bhattojīdikṣit's & Harīdikṣit's Prau-d[h]amanoramā & Śabdaratna. > <P. 1.> — Benares: Jaya Krishṇa Dās, Haridās Gupta 1936. 8°
(Haridas Sanskrit Series. 54.)

Rāma Pāṇivāda: The Vṛttavārttika. Ed. by K. Sāmbaśiva Śāstrī. — Trivandrum: Superint., Gov. Pr. 1937. 3, 3, 2, 26, 2 S. 8° (4°)

[Zur indischen Metrik.]

(Śrī Citrodayamañjarī. 20.) (Trivandrum Sanskrit Series. 131.)

Rgveda. — Hymns from the Rīgveda [Rgveda, Ausz. *Sanskrit u. engl.*] Ed. with Sāyaṇa's comm., notes, and a transl. by Peter Peterson. 6th ed., being repr. of the 4th by R. D. Karmarkar. — Poona: Bhandarkar Orient. Research Inst. 1937. XVII, 342 S. 8° (4°)
(Bombay Sanskrit Series. 36.)

Sāma-veda. — Sāma-veda-saṃhitā with the comm. of Mādhava and Bharatasvāmin. Ed. by Prof. C. Kunhan Raja. [1.] — Adyar: Library 1938. 8°

[Erste Veröffentlichung d. beiden Kommentare im Druck.]

(The Adyar Library Bulletin. 2, 1.)

Śaṃkara ācārya. — Śrīmac-Chaṅkarā“cārya-praṇītā“tmabodhā“di-pañca-prakaraṇānām saṃgraha-rūpaṃ Prakaraṇa-pañcakam [*Sanskrit u. Hindi*] bhāṣā'nuvāda-sāhitam; Sāhityācārya-Śrīkṛṣṇa-Panta-Śāstrīnā sampāditam. — Kāśī: Acyuta-grantha-mālā-kāryālaya 1990 [= 1934]. 16, 113 S. 8° (4°)

[Die Ausg. enthält folgende 5 Werke von Śaṃkara ācārya mit Hindi-Übers.: Ātmabodha, Praughānubhūti, Laghuvākyavṛtti, Tattvopadeśa, Aparokṣānubhūti.]

(Acyuta-grantha-mālā. [Ser. 2,] 4.)

Śāṇḍilya-saṃhitā. — The Sandilya Saṃhitā, BhaktiKhanda. Ed. with introd. by Ananta Shastri Phadake. P. 1. 2. — Benares: Gov. Sanskrit Library 1935–36. 27, 21, 312, 4 S. 8° (4°)
[Werk d. Pāṇcarātra-Sekte; 5. Abschnitt über d. Bhakti.]

(The Princess of Wales Saraswati Bhavana Texts. 60, 1. 2.)

Abschluß für: OLZ 1938, 1 Sp. 65.

Saṅgrāma-vijayodaya. — Saṅgrāma-vijayodaya. Ed. by K. Sāmbaśiva Śāstrī. — Trivandrum: Superint., Gov. Pr. 1936. 5, 5, 16, 205 S. 8° (4°)

[Über d. Heranziehung d. Astrologie, Tantras u. Mantras zur Erlangung d. Sieges im Kampfe. D. Werk ist wahrscheinlich nicht vollständig erhalten.]

(Śrī Citrodayamañjarī. 12.) (Trivandrum Sanskrit Series. 123.)

Śaunaka. — The Rgveda-prātiśākhya [Rk-prātiśākhya, *Sanskrit u. engl.*] with the comm. of Uvaṭa. Ed. from original mss, with introd., critical and additional notes, Engl. transl. of the text and several app. by Mangal Dev Shastri. Vol. 3: Engl. transl. of the text, additional notes, several app. and indices. — Lahore: Motilal Banarsi Das 1937. 8°

Bisher bereits erschienen: Vol. 2: Text — Allahabad: Indian Pr. 1931.

(Punjab Oriental Series. 24.)

Śaunakiya. — The Śaunakiya. Ed. by K. Sāmbaśiva Śāstrī. — Trivandrum: Superint., Gov. Pr. 1935. III, 3, 2, 104 S. 8° (4°)

[Dharmaśāstra. 1. Abschnitt über Rituale, 2. Abschnitt über d. Pflichten d. Königs.]

(Śrī Citrodayamañjarī. 9.) (Trivandrum Sanskrit Series. 120.)

Śivasvāmin Kāśmirabhaṭṭa: Kapphīnābhyaṇḍaya or Exaltation of King Kapphīna. Critic. ed. for the 1st time with an introd. and an app. by Gauri Shankar. — Lahore: Univ. of the Panjab 1937. III, 2, 2, LXXXVIII, 165, XVIII S. 8°

[Buddhistische Dichtung nach d. Erzählung im Avadāna-śataka. Verf. lebte in d. 2. Hälfte d. 9. Jhs.]

(Panjab University Oriental Publications. 26.)

Śrī-Harṣa, Sohn d. Hira: Khaṇḍana-khaṇḍa-khādyam, Paṇḍita-śrī-Canḍiprasāda-Sukulena viracitayā bhāṣā-ṭīkāyā sametam. — Kāśī [Benares]: Acyuta-grantha-mālā-kāryālaya 1985 [= 1929]. 4, 4, 420 S. 4°

[Polemisches Werk d. Vedāntaphilosophie, vor allem gegen d. Lehren des Nyāya u. des Vaiśeṣika; mit modernem Komm. in Hīndī.] (Acyuta-grantha-mālā. Ser. 2, 1.)

Śrī-Harṣa, Sohn d. Hira: The Khaṇḍana-Khaṇḍa-Khādyam, with 5 comms <1> Khaṇḍana Bhāvadīpikā, <2> Śāṅkarī, <3> Khaṇḍana-bhūṣa-maṇi, <4> Khaṇḍana Darpaṇa and <5> Khaṇḍana Ratna Mālikā by Śrī Chitsukhāchārya, Śāṅkara Mīra, Śrī Raghunātha Bhaṭṭāchārya, Śrī Pragalbha Mīra and Śrī Sūrya Nārāyaṇa Śukla. Ed. by Pandit Śrī Sūrya Nārāyaṇa Śukla. Fasc. 1. — Benares: Chowkhamba Sanskrit Series Off. 1936. 8° (4°)

(Chowkhambā Sanskrit Series. 445.)

Śrīkrṣṇadeva Śatāvadhāna: Bhṛṅgadūtam. Ed. by S. P. Chaturvedi. — Nagpur 1937. S. 35—67. 4° (8°)

[Neuentdecktes Dūtakāvya, hrsg. nach einer Hs. von 1696. Vgl. d. Aufsatz von S. P. Chaturvedi über d. Werk in: Proceedings and Transactions of the 6th All-India Oriental Conference, Patna, 1931, S. 623—632.]

Aus: Nagpur University Journal. No 3. 1937.

Śrīpati Paṇḍitācārya. — The Śrīkara Bhāṣya. Being the Vīrasaiva comm. on the Vedānta-sūtras by Śrīpati. Ed. by C. Hayavadana Rao. Vol. 1. 2. — Bangalore 1936: Bangalore Pr. 4° (8°)

[Kommentar zu d. Brahma-sūtras vom Standpunkt d. Theorie d. Bhedābheda aus. Verf. wird vom Hrg. um 1400 angesetzt.] 1: Introd. LVI, 888 S. 2: Text. XVIII, 572 S.

Sundarēśa Śarman, T. S.: Sri Tyaga-raja charita. With a forew. by K. S. Ramaswami Sastri. — Tanjore: General Stories 1937. XI, 138 S. 8°

[Moderne Sanskritdichtung auf d. südindischen religiösen Dichter und Sänger Tyāgrāja.]

Upaniṣad. — Un-published Upanishads. Ed. by the Pandits of Adyar Library under the supervision of Dr. C. Kunhan Raja. — Adyar: Library 1933. 16, 516 S. 8° (4°)

[Veröffentlichung v. 71 Upaniṣadtexten nach Hss. d. Adyar Library. D. Texte vertellen sich auf Yoga-, Sāmānyavedānta-, Vaiṣṇava-, Śaiva- und Śākha-Upaniṣads.]

Vālmiki: Ramayana condensed in the poet's own words [Rāmāyana, Ausz. Sanskrit u. engl.] by Pandit A. M. Srinivasachariar. Transl. by Prof. P. P. S. Sastri. Forew. by V. S. Srinivasa Sastri. 2. ed. — Madras: Natesan 1937. XIV, 420 S. 8°

Vāmana Paṇḍita, Marāṭhīdichter: Shrutika-lpalatā. <A commentary on the Veda-Stuti.> (Introd.: Rāmācandra Mahādeva Āṭhavaḷe.) — Bombay: T. P. Shetye 1936. 8, 8, 2, 3, 268 S. 8° (4°)

[Erste Veröffentlichung e. neu aufgefundenen Sanskritwerkes d. bekannten Marāṭhīdichters und Sanskritgelehrten. Vedāntaschrift.]

Varadarāja: Vyavahāra-nirṇaya. Ed. by K. V. Rangaswami Aiyangar and A. N. Krishna Aiyangar. [1.] — Adyar: Library 1937. 8°

[Südindisches Werk zum indischen Recht.]

(The Adyar Library Bulletin. 1, 3.)

Vāsudeva: The Bhṛṅga-sandēśa. Ed. by K. Sām-baśiva Śāstrī. — Trivandrum: Superint., Gov. Pr. 1937. 5, 5, 33 S. 8° (4°)

[Verf. lebte wahrscheinlich i. d. 1. Hälfte d. 17. Jhs.]

(Śrī Citrodayamañjari. 17.) (Trivandrum Sanskrit Series. 128.)

Vidyākara Purohita, Sohn d. Vaidyeśvara u. d. Mukṭā: Nārāyaṇa Śataka with the comm. of Pī-tāmbara Kavicandra. Ed. with introd. and notes by Śrīkānta Śarmā. — Baroda: Orient. Inst. 1935. 16, 91 S. 8° (4°)

[Religiöse Dichtung. Verf. lebte zu Beginn d. 16. Jhs. Ausg. beruht auf 2 Handschriften.]

(Gaekwad's Oriental Series. 71.)

Viṣṇutrāta: The Kokasandēśa. Ed. by K. Sām-baśiva Śāstrī. — Trivandrum: Superint., Gov. Pr. 1937. 2, 2, 57 S. 8° (4°)

[Der Verf. lebte in Malabar etwa im 16. Jh.]

(Śrī Citrodayamañjari. 14.) (Trivandrum Sanskrit Series. 125.)

Viśvarūpadeva, Sohn d. Śatagunācārya: The Viveka-mārtāṇḍa. Ed. by K. Sām-baśiva Śāstrī. — Trivandrum: Superint., Gov. Pr. 1935. 3, 4, 4, 77 S. 8° (4°)

[Über d. Wege zur Erlangung wahrer Erkenntnis. Verf. wird nicht später als im 7. Jh. angesetzt.]

(Śrī Citrodayamañjari. 8.) (Trivandrum Sanskrit Series. 119.)

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ()

The Journal of Hellenic Studies 56 1936:

1 12—24 H. D. Westlake, The medism of Thessaly.
2 125—32 C. L. Wooley, Tal Atchana. (Bericht über vorbereitende Ausgrabungen in Nordsyrien nahe der Mündung des Orontes.) — 133f. Arthur Evans, The Tal Atchana-Pottery (minoische Einflüsse auf die nordsyrische Küste in der 1. Hälfte des 2. Jahrtausends). — 135—58 H. Megaw, Archaeology in Greece 1935—1936 (darin Bericht über Blegens Ausgrabung in Troja: Troja VI durch Erdbeben bald nach 1300 zerstört, VII a und VII b zeigen Einfluß von Späthelladisch III; VII a bald nach 1200 von Menschenhand zerstört). W. K.

Kőrösi Csoma-Archivum, I. Ergänzungsband, 1935/38:

1 (1935) 1—66 L. Rásonyi, Ungarische Bibliographie der Turkologie und der orientalistisch-ungarischen Beziehungen 1926—1934 (Fortsetzung der Bibliographie von Moravesik in KCsA Bd. II, H. 3; mit Anhängen: I. Die nichttürkischen altaischen Völker einst und jetzt; II. Beiträge zur Bibliographie der ungarischen Orientalistik außer der Turkologie).
2 (1936) 69—75 L. Ligeti, Zoltán Gombocz (1877—1935). — 76—103 L. Ligeti, Tibetische Quellen zur Geschichte von Mittelasien (ungarisch). — 104—18 Gy. Moravesik, Abaris, Priester von Apollon („Avare“). — 119—28 Gy. Moravesik, Der Name der Bulgaren in einem griechischen Papyrus (aus dem Faijūm, Anfang des 7. Jahrh., mit Abb. auf einer Tafel; „bulgarischer Gürtel“). — 129—38 L. Ligeti, Eine chinesische Arbeit aus dem 18. Jahrh. über die Magyaren (ungarisch; mit 2 Tafeln und einer Seite Reproduktion chinesischen Textes). — 139—247 T. Kun von Halas, Das türkische Glaubens-

bekanntnis des Gennadios (ungarisch; Einleitung, Umschrift, Text, Übersetzung, Anmerkungen, Phonetische Eigentümlichkeiten, Akzent, Eigentümlichkeiten der Formenlehre, der Syntax, Wörterverzeichnis).

3 (1937) 249—66 L. Ligeti, Die ungarische Umschrift der chinesischen Schriftzeichen (ungarisch). — 267—81 B. Munkácsi †, Beiträge zur Erklärung der „barbarischen“ Sprachreste in der Theogonie des J. Tzetzes (zu Byzant.-Neugriech. Jahrbücher Bd. VII; das „Alanische“ zu erklären aus dem Ossetischen, das „Skythische“ und „Persische“ aus dem Türkischen, das „Hebräische“ ein zusammenhangloses Gemisch von Wörtern). — 282—326 S. Telegdi, Eine türkische Grammatik in arabischer Sprache aus dem XV. Jahrh. (zu al-Qawānīn al-kullīja li-dabt al-luġa at-turkīja; Ägyptisch-Qyftaqisch; Lautlehre, Formenlehre, Das Verb, Glossar).

4 (1938) 327—44 M. Fuad Köprülü, Zur Kenntnis der alttürkischen Titulatur (I. Saghun-Kök Saghun; 2. Yuġruş; 3. Çapar). — 345—52 J. Németh, Das Volk mit den scheckigen Pferden (*bulaq* bei Mahmūd al Kaşġari I, 116 und 317; chinesische legendäre Berichte; nach einer russischen Quelle von 1599 nach Narym am Ob, unterhalb von Toms, zu lokalisieren).

Der Band ist noch nicht abgeschlossen.

J. Schacht.

Kritische Vierteljahresschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft N. F. 29:

245—9 *F. A. Griffith, Catalogue of the demotic graffiti of the Dodekaschoenus (E. Seidl).

R. H.

Mélanges Chinois et Bouddhiques iv 1935—36:
1—125 G. Gombaz, L'évolution du stūpa en Asie. Les symboles du stūpa. (Schlußteil von Gombaz' Untersuchung über den Stūpa in Mélanges chinois et bouddhiques ii, iii. Verf. behandelt hier die symbolische Bedeutung und die Symbolsprache des Stūpa und seiner Teile, geschichtliche Überblicke werden teilweise dabei gegeben.) — 127—33 O. Jan-sé, Notes sur un lampadaire trouvé à Lach-Truong (Thanh-Hoa). (Verf. beschreibt einen Lampenhalter in Form eines knienden Menschen mit nicht-mongoloiden Gesichtszügen mit je einem S-förmigen Tragarm am rechten und linken Oberarm und im Rücken der Figur. Er wurde in situ in einem Grabe der Nekropole Lach-Truong im nördlichen Annam, Provinz Thanh-Hoa, gefunden und ist nach der Meinung des Verf. chinesischer Herstellung. Diese Figur wird neben eine aus Lo-yang [Honan] gestellt. Die menschliche Figur ist als Atlantengestalt zu deuten. Die Figur wird vielleicht gedacht gewesen sein, die Vorstellung des Sonnen/Lebensbaumes wachzurufen. Dafür scheint auch zu sprechen, daß zwei der mitgefundenen Lampen dreifüßige Vögel und damit vermutlich Sonnen-vögel sind.) — 135—49 Frau M. Lalou, Notes à propos d'une amulette de Tuen-houang. Les litanies de Tārā et la Sitāpatradhāraṇī. (Umschriebener tibetischer Text und französische Übersetzung der Aufschriften auf einem in leider zu kleiner Abbildung beigegebenen Mandala, das Pelliot aus Tun-huang mitbrachte. Die Dhāraṇī wird als eine tibetische Übersetzung derjenigen sitāpatradhāraṇī bestimmt, welche ohne Verfasseramen überkommen ist, wobei die Übersetzung aus Tun-huang von der tibetischen Übersetzung im Kanjur abweicht. Das Verhältnis dieser Formel zu anderen ähnlichen in Kanjur und Tanjur wird besprochen.) — 151—288 E. Lamotte, Le traité de l'acte de Vasubandhu Karmasiddhiprakaraṇa. Traduction, ver-

sions tibétaine et chinoise; avec une introduction et, en appendice, la traduction du chapitre xvii de la Madhyamakavṛtti. (Die Einleitung enthält einen geschichtlichen Überblick über Begriffsbildung und Begriffsinhalt derjenigen Philosopheme, die sich in den verschiedenen buddhistischen Schulen über das Karman und seine Vergeltung als zentralste Begriffreihe im Buddhismus herausgebildet haben. Nüchterne, meist beschreibende, wertvolle Quellenarbeit. Das in Umschrift der tibetischen Übersetzung herausgegebene Karmasiddhiprakaraṇa wird als Werk des Vasubandhu [4. Jahrh. n. Chr.] und als zur Schule der Sautrāntika gehörig erwiesen. Die chinesische Übersetzung Hsuan-tsang's [玄奘] ist nach Taishō-Trip. 1609 beigegeben. Die sichere, umsichtige Übersetzung ist durch Anmerkungen erläutert. Im Anhang ist das 17. Kapitel der Madhyamakavṛtti übersetzt.) — 289—339 J. Przyluski, Études hindoues et chinoises, ii, Les empalés. (Fortsetzung der Studien, die Mélanges chinois et bouddhiques, 1, 307ff. über die Einfüßler [Les unipèdes] aufgenommen wurden. Verf. findet in diesem Aufsatz die Ergebnisse seiner ersten Untersuchung bestätigt, daß ein Substrat zu erkennen sei, welches, älter als indische und chinesische Kultur, diesen zugrunde liegt. Die Untersuchung wird in unserem Aufsatz mythengeschichtlich und etymologisch durchgeführt. Es stellt sich Verf. heraus, daß in den Monsungebieten ein dualistisches System der Weltauffassung herrschte, das durch Regenzeit und Trockenzeit mit Wind bedingt ist. In diesen Gegensatz der Naturkräfte sind Götter, Menschen, Tänze, Musikinstrumente — zu welcher letzteren auch der aus Bambus gefertigte Schießbogen in Beziehung steht — eingespannt. Im Mythos dieses Geschehens wird der Regengott durch den Einfuß personifiziert, der Wind durch den Gefährten, den Stammvater der Leute mit durchbohrter Brust. Der Mythos, welcher in aller vorderindischen, arischen und nichtarischen Überlieferung nur bruchstückweise erhalten ist, zerfällt in zwei Teile. Der erste gipfelt in einem Menschenopfer — es ist der [oder die] Gefährte — an den Regengott. Dadurch wird bewirkt, daß Wasser gespendet wird. Der zweite Teil beschließt in sich den Mythos von der Geburt des Nachkommen des Gefährten. Sie scheint sich ursprünglich im Bambus vollzogen zu haben. Die wortgeschichtliche Untersuchung einschlägiger Sanskrit- und Pälwörter für Bambus [Reihe nala; ferner panāli, nālikā, nāḍi], von Musikinstrumenten [kicaka] und des Wortes kinnari als Name von Genien und eines Musikinstrumentes bestätigt dies, insofern sie auf einen Prototyp in austroasiatischen Sprachen zurückgehen. Das gilt auch für Namen von Landesteilen und Volksstämmen Vorderindiens [Ciji der Munda, Kirāta, Karṇāṭa]. Neben der Form des Mythos, welcher das periodische Geschehen des Monsuns zum Gegenstande hat, sind Formen in die Untersuchung einbezogen, welchen der Charakter periodischer Wiederkehr abgeht. [Pfählungsopfer, um Quellen zum Fließen, Teiche zum Sich-Füllen zu bringen.] Auch hier wird im Wasser die Trockenheit ertränkt. Die Spielformen der Erzählungen mythologischen Inhaltes, welche sie in der Geschichte angenommen haben — Ersatz von Motiven, Ersatz des Bambus durch hohlen Maulbeerbaum in China — werden behandelt und aufgeklärt.) — 341—67 J. Przyluski, Le partage des reliques du Buddha. (Die inhaltlich auseinandergehenden Nachrichten über die Bestattung Buddhas und die Verteilung der Reliquien ergeben P. folgendes Bild der geschichtlichen Vorgänge und der Textgeschichte. Buddha wurde nach

sonstigem Brauche, wie er für Asketen in Indien galt, in oder neben der Gaṅgā beigesetzt. Dafür spricht auch, daß zum Transporte der Leiche eine *droṇi* = Einbaum, *piroque faite d'un tronc arbre*, verwendet wurde, in welchem Worte übrigens ein arisches Wort *droṇa* und ein *droṇi* ähnliches, nichtarisches Wort zusammengefloßen sein mögen. Die Beisetzung fand in oder bei dem Orte statt, der Rāma(ka) oder Ārāma genannt wird. Er wurde von dem Fischerstamme der Koli bewohnt und lag zwischen dem Gebiete der Vṛjji und dem Lande Magadha an der Gaṅgā. Die Koli mögen mit den heutigen Kol identisch sein, das nichtarische Wort stecke auch in Koṭi-gāma der Pāli-Überlieferung. An dies alte Asketenritual erinnert der Bericht von dem Nirvāṇa Buddhas im Vinaya der Mūlasarvāstivādin und im Āśokāvadāna. Nun wird von Buddhas Lieblingsschüler Ānanda überliefert, daß er nach seinem Tode die Reliquien seines Leibes verteilte. Hierin liegt ein späterer Zusatz vor, der sich daraus erklärt, daß die Verehrung echter oder falscher Reliquien Ānandas gerechtfertigt werden sollte, nachdem sie schon aufgekommen war und bestand. Aus dieser Sachlage, einen Reliquienkult post festum zu rechtfertigen, erklärt sich auch der Bericht von der Verteilung der Reliquien Buddhas durch Āśoka. Er wurde geschichtlich dadurch notwendig, daß sich der Buddhismus inzwischen über andere Räume ausgebreitet hatte, als der älteste Buddhismus sie innegehabt hatte, und in diesen neuen Gebieten der Kult von Buddhareliquien aus der Neuverteilung Āśokas gerechtfertigt werden sollte. Diese Überlieferung dürfte sich im 2. Jahrh. v. Chr. herausgebildet haben. Der Bericht über die erste Verteilung der Reliquien Buddhas kann erst aufgekommen sein, nachdem Buddha vergöttlicht war. Er dürfte in der Zeit entstanden sein, als nicht mehr Rājagṛha, sondern Vaiśālī Vorort des Buddhismus war, ehe in einer dritten Entwicklungsperiode Śrāvastī diese Stellung gewann. Möglicherweise spielen in der Entwicklung der Geschichte von der 1. Verteilung der Reliquien Fabeleien über Geschehnisse nach dem Tode Alexanders des Großen eine Rolle, besonders auch insofern, als in beiden Berichtserien davon erzählt wird, daß sich ein Kampf — dort um die Reliquien Buddhas, hier darum, ob Alexanders Leiche nach dem Ammontempel oder nach Ägypten gebracht werden soll — zu entspinnen drohte. Ursprünglich sei nur ein Stūpa errichtet worden, wofür auch die Angabe des Pāli-Mahāparinibbānasuttanta spricht, daß nach Buddhas eigenen Worten über seiner letzten Ruhestätte wie über der eines Weltenherrschers [Cakravartin] ein Stūpa zu errichten sei. Ein Erinnerung daran dürfte sich darin erhalten haben, daß der Stūpa von Rāmagrāma der älteste sei, er von Nāga [= Wassergenien] so gut betreut wurde, daß auch Āśoka ihn beließ und die Reliquien nicht entnahm. Dieser Ort Rāma sei später von der Überlieferung irrigerweise in die Umgebung von Kapilavastu verlegt worden.) — 369–92 Notes Bibliographiques. (Belpaire bespricht Herrmanns Atlas of China, Gombaz gibt: Notes bibliographiques sur l'art et l'archéologie en Chine, wobei Chine = China mit Nebenländern: Mandschurei, Mongolei, Korea ist.) Zahlreiche Abbildungen und Tafeln sind im Bande.

Fr. Weller.

Mélanges de l'Université Saint Joseph 21 1937–1938:

1 1–181 (mit Taf. I–LI) S. Ronzevalle, Notes et Études d'Archéologie orientale (3^e série, II). Jupiter Héliopolitain, Nova et Vetera (neue und neu erklärte Denkmäler der Götter-Trias von Baalbek, besonders

— anknüpfend an die neue Deutung der Stele von Ferzol — über die Dionysos-Hermes-Gestalt, die als Adonis — Gott-Sohn der Trias — zu verstehen ist: «la Grèce et Rome ont pu habiller notre dieu; elles n'ont ni créé, ni changé sa nature. Tout entier, il continue à relever de la triade hadadienne» — S. 49 —; die göttlichen Zwillinge; Götterboten: Genneas — und Gennaïos — erklären sich als *ginn*. — Drei Appendices: Antiquités de Harbata. L'autel octogonal de Fiki. Le voile — Le geste de bénédiction. Index und Table analytique des matières. — Wie alle Arbeiten des leider inzwischen verstorbenen Verf. eine unerschöpfliche Fundgrube reichen neuen Materials und scharfsinniger, tiefeschürfender Beobachtung).

2 183–99 Adhémar d'Alès, Autour de Lucien d'Antioche (Auseinandersetzung mit G. Bardy).

3 201–12 (mit Taf. LII und LIII) R. Mouterde, Divinités et Symboles sur les sarcophages de plomb (neues Material; Prüfung der Frage heimischer Einflüsse auf die hellenistischen Modelle).

4 213–9 R. Mouterde et A. Beaulieu, Mission et Relevés archéologiques en Syrie 1935–37 (vorläufiger Bericht über Ergebnisse von Reisen zum Zweck der Sammlung griechischer und lateinischer Inschriften).

5 221–318 Bibliographie: I. Fouilles, Géographie, Archéologie et Histoire de la Syrie; II. Archéologie orientale, classique et byzantine; III. Histoire des Religions, Ancien et Nouveau Testament; IV. Linguistique et langues orientales; V. Arabe et Islam (die durchweg sehr beachtenswerten Besprechungen können hier nicht einzeln aufgeführt werden).

6 323–33 In Memoriam. Le Père Sébastien Ronzevalle, S. J. (1865–1937). Notice et Bibliographie.

7 335–55 In Memoriam. Le Père Henri Lammens, S. J. (1862–1937). Notice et Bibliographie. R. H.

Mitteilungen der Ausland-Hochschule an der Universität Berlin. Erste Abt. Ostasiatische Studien.

39 1936:

1–32 Alfred Hoffmann, Die wichtigsten deutschen und chinesischen Sportausdrücke (anlässlich der Olympiade Berlin 1936 zusammengestellte, alphabetisch geordnete, deutsch-chinesische Liste von etwa 500 Sportausdrücken mit ihrer sprachlichen Anwendung). — 33–66 Friedrich Otte, Erziehung der Volksmassen zum nationalen Denken in China als Mittel zur Rettung von Staat und Volk durch das Schrifttum (Art und Bedeutung des politischen Schrifttums im Dienst des nationalen Gedankens in China seit 1894). — 67–138 M. G. Pernitzsch, Das Staatswesen des heutigen China (umfassende Übersicht und eingehende Analyse der Partei- und Staatsorgane des heutigen China nach Geschichte, Organisation und Bedeutung sowie eine Darlegung der Rechtsstellung der Fremden). — 139–68 W. Trittel, Siams Verfassung und Verwaltung (Verfassungsgeschichtlicher Überblick bis 1932, die Verfassung von 1932, verfassungsgeschichtlicher Abriss bis 1932 und Darstellung des heutigen Zustands der Verwaltung).

40 1937:

1–36 Friedrich Otte, Staat und Partei in China (Eine sozialpolitische Abhandlung unter Darlegung der Stellung der Partei zum Staat, der Parteilsgeschichte und des organisatorischen Aufbaus der Partei, des Programms der Partei, der Abgrenzung der Machtbereiche von Partei und Staat, des Primats der Partei vor der Regierung und der praktischen Auswirkungen für die Volksgemeinschaft). —

37—92 M. G. Pernitzsch, Shanghai (Allgemeines, Geschichtliches, Verfassung und Verwaltung, Rechtsprechung, die Konsulate, die wirtschaftliche Bedeutung Shanghais, Kunst, Wissenschaft, Religion, gesellschaftliches Leben, das Deutschum in Shanghai und Ausblick). — 93—148 W. Trittel, Das 4-Ecken-Aufschlagesystem und die amtliche Lateinumschrift der Reichssprache (Darstellung und Erläuterung des 1930 von dem chinesischen Philologen und Verlagsdirektor der Commercial Press Wang Yün-wu veröffentlichten neuartigen Verfahrens für das Aufsuchen der chinesischen Zeichen an Hand der Strichformen an den vier Ecken des gesuchten Zeichens sowie Wiedergabe der amtlichen phonetischen Lateinumschrift der (hochchinesischen) Reichssprache mit vergleichender Übersicht dieser Lateinumschrift mit den Umschriften nach Lessing-Othmer und Wade und der chinesischen Silbenschrift). A. Hoffmann.

II. Westasiatische Studien. 39 1936:

Vorausgestellt ist ein Bild und ein Nachruf auf Kampffmeyer von A. Palme. — 1—48 W. Björkman, Ägypten in den Jahren 1934 und 1935 (Forts. des Geschichtskalenders in 37, 65ff.; beigegeben ist ein Index in wichtigen Stichwörtern, der das Nachschlagen wesentlich erleichtert). — 49—60 G. Jäschke, Die Sowjetisierung Armeniens (genaue Darstellung der Ereignisse 1920/21 mit Mitteilung der armenisch-russischen Verträge vom 10. 8. und 2. 12. 1920). — 61—67 G. Jäschke, Das britisch-französische Abkommen über Syrien und Kilikien vom 15. September 1919 (mit Mitteilung des Vorschlags, den Lloyd George am 13. 9. 1919 Clemenceau überreichte). — 68—72 Georg-Goppo Baiew, Baron Wolde-mar von Üxküll. Ein Dichter der Bergvölker des Kaukasus (mit 1 Bild, kurzer Lebenslauf und Würdigung des Dichters — geb. 1860 — als Erwecker der nationalen Selbstbesinnung der kaukasischen Bergvölker).

40 1937:

Den größten Teil des Bandes nehmen Geschichtskalender ein, die nach dem Vorbild von G. Jäschkes trefflichem türkischen Geschichtskalender nun für eine ganze Reihe von Ländern des Orients begonnen sind und — zumal, wenn ihre Fortsetzung für einen längeren Zeitraum gesichert ist — ein einzigartiges Hilfsmittel für den künftigen Historiker des Orients in unseren Zeiten darstellen. Während Probst S. 47—116 den MSOS. 38 eröffneten „Geschichtskalender für Nordafrika“ (Algerien, Tunesien, Marokko) für die Jahre 1933/34 in ausgezeichnete Weise fortführt, beginnt S. 1—46 W. Björkman, Das Königreich Iraq in den Jahren 1932—1935 einen solchen für das Iraq, der ebenso wie sein ägyptischer Geschichtskalender mit einem Schlagwörter-Index versehen ist. Es ist dringend zu wünschen, daß dieser glückliche Gedanke noch weitere Nachfolge findet, daß andere auch für die restlichen Länder des Orients (Syrien, Arabien, aber auch Iran) die mühevollen, aber lohnende Arbeit übernehmen, wobei dann freilich zu erwägen wäre, ob eine Zeitschrift der richtige Ort für diese Kalender ist, oder ob nicht die einzelnen wenigstens auch gesondert erscheinen könnten. — 117—28 G. Jäschke, Aserbeidschaner und Tataren. (Verf. stellt fest, daß man historisch unter den Begriff Aserbeidschan gelegentlich immer auch das Gebiet der Sowjetrepublik dieses Namens mit einbezog, wie denn auch die herrschende Sprache dort das Äzeri ist; freilich bleibt die Tatsache be-

stehen, daß das Kerngebiet, an dem der Name A. recht eigentlich haftet, ein anderes ist. Schief ist gewiß die Bezeichnung der Türken des Kaukasus als Tataren, aber es ist doch wohl verständlich, daß dieser Name der Mongolen nicht bloß der kleinen mongolischen Oberschicht im Reich der goldenen Horde beigelegt wurde, sondern dem diesen Staat tragenden Volkstum, das im ganzen türkisch war, und dann schließlich auf alle Türken übertragen wurde, mit denen man auf dem Weg nördlich ums Schwarze Meer herum bekannt wurde. In der Sprachwissenschaft dürfte der Name immerhin zweckmäßig sein, da man doch schwer all die verschiedenen türkischen Sprachen, die von denen, die sich ihrer bedienen, türkisch genannt werden, gleichmäßig mit diesem selben Namen bezeichnen kann. Übrigens wird man wohl zugeben müssen, daß z. B. die Wolga-Tataren nicht bloß eine eigene Sprache haben, sondern sich auch zu einem eigenen Volk entwickelt haben, mögen sie auch mit den anatolischen Türken aufs engste verwandt sein. Gewiß liegen die Dinge bei den Kaukasustürken anders. Im allgemeinen wird man eine Gruppe, die eine eigene Schriftsprache hat, auch als ein besonderes Volk ansehen dürfen. So wird man nicht alle Türken zu einem und demselben türkischen Volk rechnen können, sondern eher von eng verwandten Völkern sprechen müssen, die zu der einen großen türkischen Familie gehören). — 129 Bibliographische Berichte: **Fotoğrafla Türkiye* (G. Jäschke). R. H.

III. Afrikanische Studien. 39 1936:

1—24 E. L. Rapp, Sprichwörter der Gä (300 Sprichwörter mit vollständiger Tonbezeichnung und deutscher Übersetzung). — 24—46 E. L. Rapp, Märchen des Gä-Volkes (11 Märchen, gesammelt von G. N. Okante). — 46—110 G. Heinrich, Restvölker und Rückzugsgebiete in Südafrika (unterscheidet natürliche Rückzugsgebiete, in der Hauptsache wirtschaftliches Ödland, und künstliche Rückzugsgebiete mit Reservatbildung, die auf politischen Maßnahmen beruhen). — 111—76 J. Ittmann, Sprichwörter der Kosi (700 Sprichwörter mit Übersetzung und Sachregister). — 176—227 F. Krüger, Überlieferungen der Letsoalo (Sotho-Stamm in Nord-Transvaal. Texte zu Geschichte und Brauchtum des Volkes, Sprichwörter, Rätsel und Märchen). — *R. Stopa, Die Schnalze, ihre Natur, Entwicklung und Ursprung (D. Westermann). — *C. Meinhof, Die Entstehung der flektierenden Sprachen (D. J. Wölfel).

40 1937:

1—127 F. Kwasi Fiawoo, Die Fünfte Lagune, ins Deutsche übersetzt von R. Schober (Ewe-Drama in 5 Akten, Ewe-Text und deutsche Übersetzung). — 128—43 R. Eberl-Elber, Der konsonantische Anlautwechsel am Hauptwort in der Sprachengruppe Gbände-Loma-Mende (Zusammenstellungen auf Grund eigener Sprachaufnahmen des Verf. namentlich im Gbände und Loma während einer Forschungsreise in Sierra Leone). — 144—69 H. Sölken, Die Geschichte von Ada (historischer Haussa-Text über Ereignisse aus der Zeit der Einwanderung von Ful in die Haussa-Staaten um den Anfang des 16. Jahrhunderts; faksimilierter Originaltext, Transkription und deutsche Übersetzung). — 170—221 D. J. Wölfel, Die Afrikaforschung seit 1934. Eine Übersicht (Fortsetzung des Berichts in den MSOS. 37). A. Klingenberg.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des Verlags W. Kohlhammer, Stuttgart, bei.